

Daheim



Auf steilem Grat ♦ Gemälde von Hans Schmidt (Auschnitt)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.=M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsübliche Zustellungsgebühren



DIE LOCKENDE LINIE

„Schönheit! — Der kultivierte Mensch kennt heute nicht mehr eine Schönheit — er hat Schönheiten entdeckt, die Menschen früherer Generationen noch nicht empfinden konnten. So ist es auch mit Anmut und Linie des Bubikopfes. Natürlich ist seine Pflege ein überaus wichtiges Kapitel, aber es ist nicht schwierig, wenn man regelmäßig wöchentlich Pixavon verwendet. Dem Pixavon verdanke ich Fülle und Schönheit meines Haares.“



PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt. Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Herbst 1927. LINGNER-WERKE / DRESDEN.

Dahim



64. Jahrgang. Nr. 4

22. Oktober 1927

Aus der Zeit für die Zeit



Enttüllung des Ehrenmales für die im Weltkrieg gefallenen Helden des Infanterie-Regiments Nr. 94 in Weimar. Bildhauer Arno Zauche-Weimar.
(Photo L. Held, Weimar)

Nachdruck verboten.



Das Flugzeug des kleinen Mannes.

Das Kleinflugzeug mit nur 7 Meter Flügelspannweite und 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit soll der Selbstfahrer der Zukunft werden.



Sowjetoffiziere, unter ihnen der Chef der russischen Aufmarschabteilung, wohnen den Reichswehrmanövern bei. (Presse-Photo.)



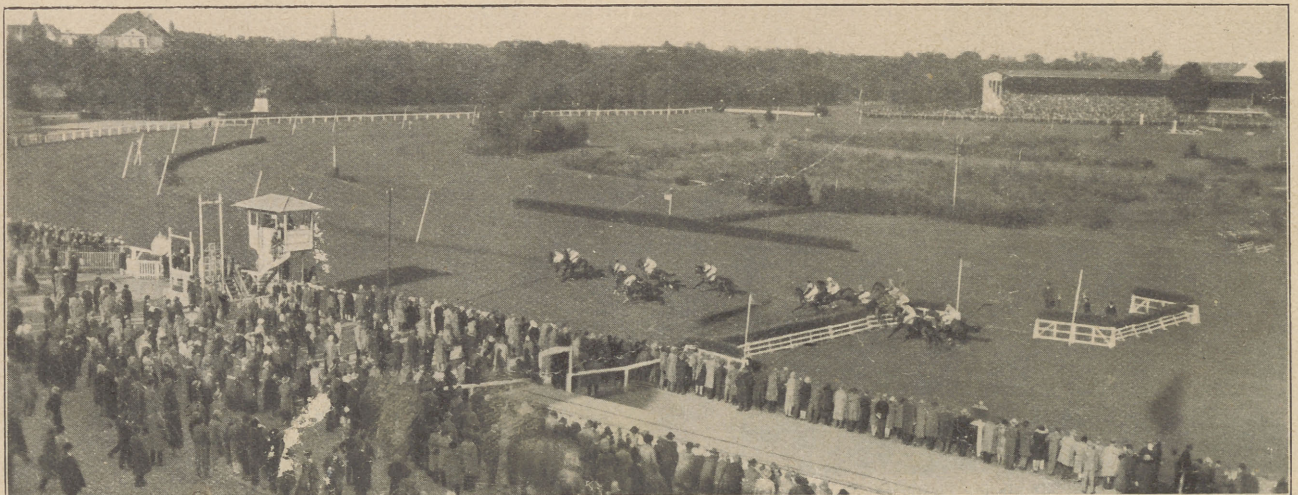
So wird die Filmmusik geschrieben: Der Komponist sitzt am Flügel, der Film läuft neben ihm ab. (J. Graudenz.)



Ein Rennfahrer-Feld in der Kurve der Rütt-Arena beim Herbst-Kriterium. (Paul Lamm.)



Neue Sachlichkeit: die neuesten Möbel auf der Ausstellung: die Mode der Dame. (Presse-Photo.)
Links daneben: Der Feuerwehrmann im unverbrennbaren Asbest-Anzug. (Atlantic.)



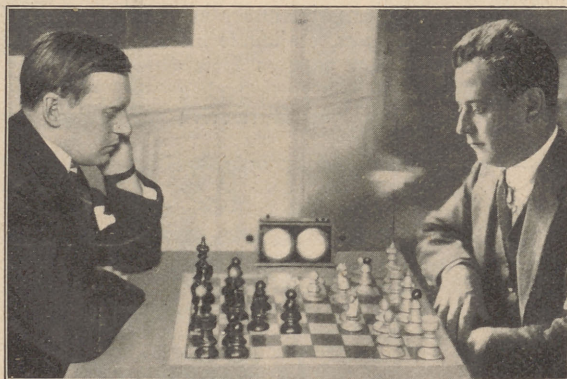
Die Herbstschlacht auf der klassischen Hindernisbahn Karlsruh. Das Feld im Preußen-Preis geht über den Tribünenprung.



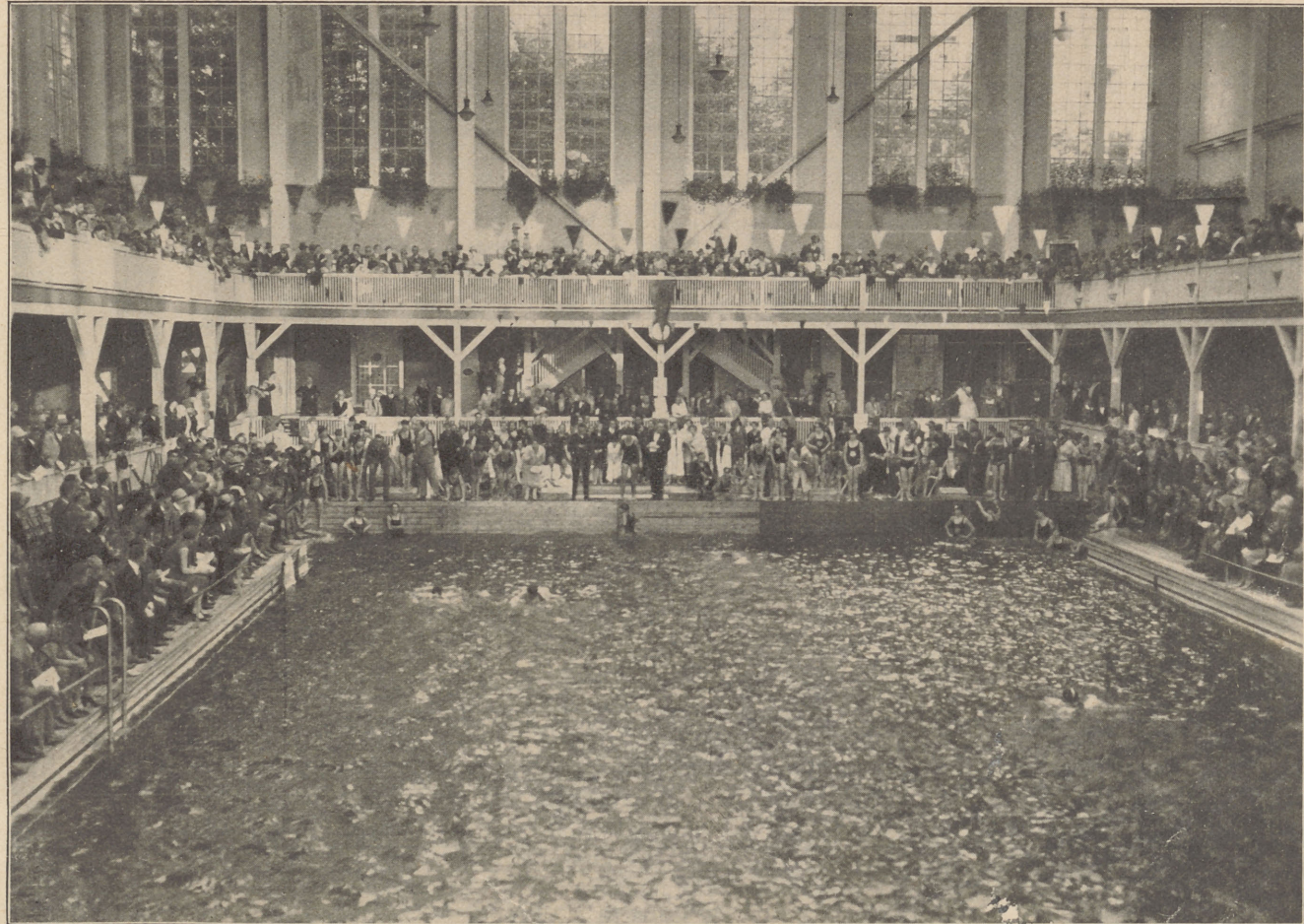
Frau Lili Dillen, die kühne Begleiterin der deutschen Ozean-Flieger Loose und Starke auf Junkers D 1230. (D'Dra.)



Der fünfjährige Ernst Hofmann rettete in Schrobenhausen (Bayern) einem dreijährigen Spielfameraden das Leben. (Transseuropa Pr.)



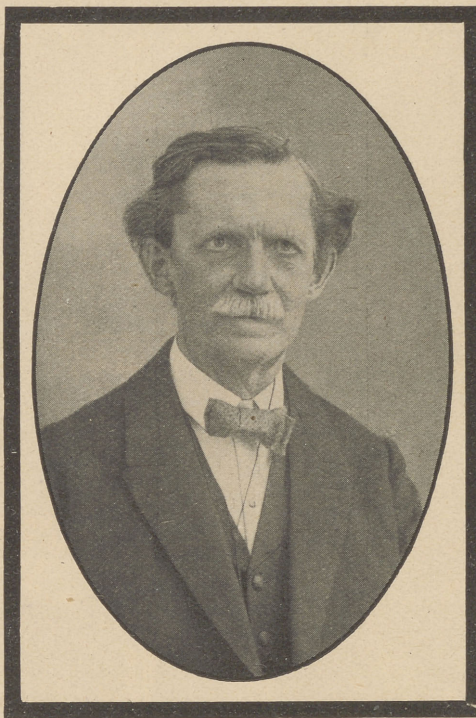
Capablanca und Aljechin beim Kampf um die Schach-Weltmeisterschaft.



Europas neuzeitlichste Schwimmhalle
im Berliner Lunapark war die Stätte der großen Herbstkämpfe des Schwimmportes.

In Hannover schloß vor wenigen Tagen ein Mann die Augen für immer, der vierundzwanzig Jahre seines arbeitsreichen Lebens (1896 bis 1920) in den Dienst unserer Zeitschrift gestellt hatte: Gustav Uhl. Überraschend kam uns allen sein Tod. Einige Wochen vorher hatte er uns noch einmal einen Besuch abgestattet, hatte in den Räumen unserer Schriftleitung gesessen, in denen er solange tätig gewesen, hatte uns sein regstes, nie verlöschendes Interesse für das Daheim gezeigt. Der alte liebe Kollege und Kamerad war frisch und arbeitsfreudig wie stets; er hatte den Kopf voller Pläne und Gedanken.

Gustav Uhls Tätigkeit in unserer Schriftleitung war „Innendienst“. Wohl wurden seine kenntnisreichen und geschickten Aufsätze gern gelesen. Aber von den meisten wurde er geschätzt, ohne daß sie von ihm wußten. Er war vielen Daheim-Freunden ein treusorgender Berater, er sichtete die Stöße der Eingänge unseres Briefkastens, schaffte für die einlaufenden Fragen die fachmännischen Antworten



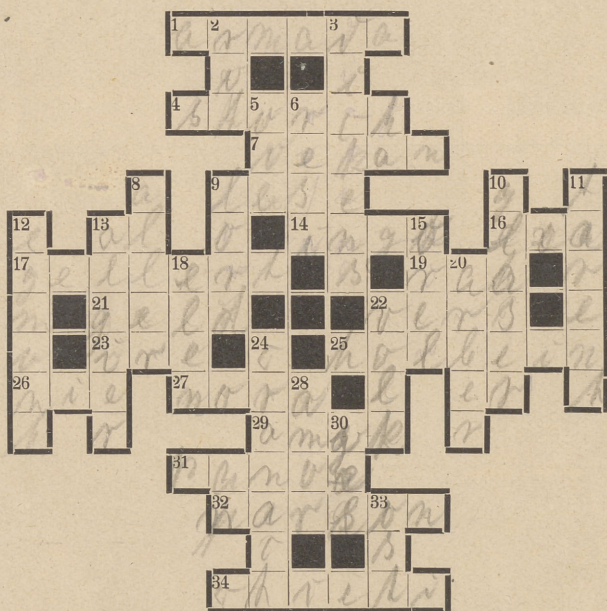
heran, durchstöberte ganze Bibliotheken nach gesuchten Sinnsprüchen und Gedichten. Diese Arbeit war nicht leicht, aber sie entsprach seinem Wesen, das erfüllt war vom Triebe, anderen zu helfen, anderen zur Seite zu stehen. Dann war er der gute „Rätselsfreund“ der Leser, stets bestrebt, den Raum schmachtend zu gestalten, der die Überschrift „Zum Nachdenken“ trägt. Gerade diese Abteilung brachte sein Tun der Leserschaft nahe, die wohl verspürte, daß hier ein Mann am Schreibtisch saß, dem pflichttreue Genauigkeit und reger Fleiß die Feder führte.

Pfarrerohn war Gustav Uhl. Das Pfarrhaus der Heiligen-Geist-Kirche zu Halberstadt war seine Kinderheimat. Christlich war sein Denken, deutsch sein Wesen; seinen einzigen Sohn verlor er vor Opfern auf dem Felde der Ehre. Er selbst ist mitten aus seiner Arbeit abgerufen worden, in der er fest und treu stand wie ein Soldat. Wir werden ihm ein dankbares und ehrendes Andenken bewahren.

Die Schriftleitung des Daheim.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. span. Flotte, 4. Sumpfvogel, 7. Vorsteher einer Fakultät, 9. Weinernte, 14. Romanfigur von Gustav Freytag, 16. biblische Person, 17. deutscher Dichter, 19. Segelstange, 21. Zahlungsmittel, 22. Teil eines Gedichts, 23. Angehöriger eines europ. Staates, 25. mittelalterl. Maler und Holzschneider, 26. verneinender Zeitbegriff, 27. Drama von Ibsen, 29. bei Malaien vorkommende Geisteskrankheit, 31. Wasserfahrzeug, 32. engl. Dichter, 34. Stadt in Mittelitalien. — Senkrecht: 2. Farbe, 3. engl. Dichter, 5. Gedichtsform, 6. Mädchennamen, 8. Nebenfluß der Weser, 9. engl. Anrede, 10. Handwerker, 11. Stadt in Italien, 12. Drama von Goethe, 13. franz. Kolonie, 15. Stadt in Rußland, 18.

la — le — li — lip — me — mi — mut — na — nar — no — no — o — or — pe — phe — po — rau — ri — ri — ris — sa — se — se — see — sen — sen — seu — si — si — sim — sis — son — son — sow — sus — sus — te — ter — tro — us — wisch — zis zorn sind 28 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. christliche Tugend, 2. Stadt am Don, 3. Fixstern, 4. ägypt. Göttin, 5. bibl. Held, 6. Kurort in Oberbayern, 7. norwegische Hafenstadt, 8. elektr. Pol, 9. bibl. Berg, 10. Erfinder, 11. Frühlingsblume, 12. muhammedanischer Mönch, 13. geometrische Figur, 14. nordamerik. Handelsstadt, 15. Auswanderer, 16. brandenburgischer Admiral, 17. berühmtes Roß, 18. Per-

son aus dem Hildebrandsliede, 19. spanische Königin, 20. Hohlmaß, 21. Südamerik. Fluß, 22. deutscher Dichter, 23. Unterwelt, 24. preussische Provinz (geraubt), 25. Fisch, 26. Augenhaut, 27. im Altertum große Handelsstadt in Kleinasien, 28. Schlachtort (1758). Die ersten und vierten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Geibel.

2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — bel — brand — co — de — de — de — der — di — dorf — dront — du — e — e — e — el — ga — gern — grant — ha — hau — heim — i — i — i — i — kus —

son aus dem Hildebrandsliede, 19. spanische Königin, 20. Hohlmaß, 21. Südamerik. Fluß, 22. deutscher Dichter, 23. Unterwelt, 24. preussische Provinz (geraubt), 25. Fisch, 26. Augenhaut, 27. im Altertum große Handelsstadt in Kleinasien, 28. Schlachtort (1758). Die ersten und vierten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Geibel.

3. Frage- und Antwortspiel.

Ergänzungsaufgabe. Lösen: Ba — en — ia, Ba — rh — it, Ka — ne — al, Ge — lo — ie, Se — ad — er, We — ch — el, Bo — ta — ni — er, Ch — mn — h, Ha — no — er, Zo — lo — ie, Al — ty — en. An Stelle der Striche sind Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Wörter entstehen. Die richtig eingestellten Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, eine Frage.

Tauschrätsel.

Anmut, Frankfurt, Albin, Nestor, Himbeere, Jena, Donau, Raimund, Urwald, Tugend, Aussicht, Umland.

Von jedem der angeführten Wörter ist die erste Silbe zu streichen und durch eine andere so zu ergänzen, daß neue Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben dann die Antwort.

Zum Austausch gelangen folgende Silben: Gt — De — Ein — Er — Erd — Ge — Ha — Lin — Os — Pa — Ru — Vor.

Hans v. d. Müra.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 3.

1. Bilderrätsel: Wiederaufbau. — 2. Scharade: Leumund. — 3. Kanne, Ganne, Panne, Tanne, Wanne. — 4. Zwei Silben: Spinat — Spinett. — 5. Witzgeflücht: Gedicht, Gericht, Gesicht, Gewicht.

Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Lizia Reisch

4.
Es brennt!

Nie hätte es Ursula drüben für möglich gehalten, daß sie ein sechzehnträumiges Haus, das vom Keller bis zum Boden jederzeit von Reinlichkeit blühte, allein, wenn auch mit Hilfe von Waschfrau, Heizer und der fleißig zugreifenden Mrs. Bulwer, bedienen könnte. Aber hier half ihr das praktische Genie des Amerikaners, das aus jeder Hausfrau eine geschickte Organisationskraft machte, die ihren Haushalt führt, wie der Mann sein Geschäft, indem sie sich auf Wesentliches und Vereinfachtes beschränkt und zeitsparende technische Mittel soviel als möglich anwendet. Und dadurch und nicht nur durch Aufwand von mehr Geld ermöglicht sie einen höheren, äußeren Lebenszuschnitt bei einem Mindestmaß von Hilfskräften.

Die Betten machte jeder selbst; ebenso reinigte jeder seine Schuhe, sogar die Prinzessinnen-Haustöchter, die am Morgen beim Frühstückstisch ihre Briefe öffneten und die abgerissenen Ränder der Umschläge auf den Boden warfen. Das Waschen der Teller und Tassen in der elektrischen Geschirrwashmaschine und das Plätten im hellen Keller mit der großen elektrischen Plättpresse schien bloße Spielerei. Die Wäsche wurde auf eines der zwei mächtigen Bretter gelegt, dann ein Knopf gedrückt — der elektrische Knopf ist ein wichtiger Bestandteil des Lebens in Amerika — worauf sich die Bügelbretter wie Mühlsteine zu drehen begannen, die darauf gelegte Wäsche gehorsam und fleißig zwischen ihren Flächen pressend. Schnell mußte man sein, um ihnen so geschwind zu folgen, wie sie waren: da ein Eckchen glatt streichend, dort eine Falte zurecht-rückend. Unten fiel es fertig geplättet in den Wäschekorb, ein Stück nach dem andern, ein Regen von Wäsche.

Ursula war nun fast zufrieden. Ein ganz neues Gefühl der Freude am Tun, am Werken, am Aus-dem-Weg-Räumen war in ihr aufgebrochen. Sie dachte nicht über die Dinge dieser Küche und dieses Hauses hinaus: sie wollte nicht darüber hinaus denken, weil sie das Schmecken konnte, und sie diesen

Schmerz jetzt über alles fürchtete. Sie träumte nicht; nicht über Sonnen und Schatten der Vergangenheit, nicht über die Höhen oder Tiefen der Zukunft. Mit einem plötzlich erwachten starken Willen, den sie aus dem Troß destillierte, mit dem sie sich innerlich der Erniedrigung entgegenstemmte, bannte sie alle Erinnerungen aus ihrer Seele, gute und böse. Es war März und in der beginnenden Milde der Tage waren zurückgebliebene Schneekrusten verschwunden. Über der Fahlheit der Rasenflächen, in der dünnen Gespreiztheit der Äste hing ein silbriger Hauch, wie ein Ahnen kommenden Prangens.

Die Hühner in Tante Ednas sauberem Hühnerstall scharrten und piepsten um die Wette, die Tulpenzwiebeln hinter dem Haus steckten schon hellgrüne Schwerterchen aus dem Boden. In der Sonn-Beranda, in dem Wohnlashauss Mr. Bulwers, glühten schon Krokus, Hyazinthen, Märzbecher. Das Frühstück in der Veranda mit der Sonne, die durch das Glas hindurch maienwarm schien, war wie ein Fest auf einer Blütenwiese.

Freilich, Ursula durfte nur bedienend auf und ab laufen. Und drinnen in der Küche hatte sie heute Mrs. Bernhard, die Wäscherin. Sie mußte ihr decken und zwei hübsche Spiegeleier machen, denn das Hash vom gestrigen Tag — Cornedbeef und zerriebene Kartoffeln — das aß sie nicht.

„Soviel Geld und so geizig. Gebn's ma nur a paar urdentliche Eier; Sie weiß exakt, daß i sowas nit fress'.“ Mrs. Bernhard sprach Deutsch mit Ursula, aber ihr Deutsch war wie ihr Englisch eine Bastardsprache.

Mrs. Bernhard konnte nicht begreifen, daß Ursula Hausarbeit verrichtete. Das sei gerade gut genug für die Schwarzen, eine weiße Amerikanerin, eine im Lande geborene Amerikanerin würde nie Dienstmädchen sein. Ihre Tochter zum Beispiel dachte nicht daran. Und sie riet Ursula, doch gleich dieser in die Fabrik zu gehen.

„Achtzehn Dollar bekommt sie in der Woche und overtime (das heißt: Überzeitarbeit) doppelt,“ erzählte Mrs. Bernhard.



Ansicht einer holländischen Stadt. Gemälde von Esaias van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum.

Aus der Monographie „Die Künstlerfamilie van de Velde“ von Dr. Zöge von Manteuffel. (Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.)

„Was macht sie dort?“ fragte Ursula.

„Tin-cans — Konservenbüchsen.“ Ihre Aufgabe bestand darin, immer zehn von den fertigen Büchsen in das Schiffschen auf dem rollenden Band zu packen, das die Ladung weiter in die Expeditionsabteilung trug. Das machte sie ohne Aufhören von acht bis zwölf und von eins bis fünf.

Ursula schauderte: „Langweilig.“

„Langweilig?“ höhnte Mrs. Bernhard. „Wahrscheinlich ist es interessanter, geizige Leute zu bedienen. Um fünf Uhr ist die Lois frei und da kommt ihr Bursch sie abholen und sie haben a good time, Tanzen und Kino. Mein Mädels braucht niemand bedienen.“

Gehorsam stellte Ursula zwei Spiegeleier und den dampfenden Kaffee auf den Tisch und sah zu, wie Mrs. Bernhard wuchtig dreinhieb. Stand auf, als die Frau Salz verlangte. Spazig — wenn Bibi sie so sähe, oder der schöne Kromberg, oder die Mama.

Es war ja alles gleichgültig. Ursula bediente eben, wie es verlangt wurde, heute Mrs. Bernhard und morgen die hohen Gäste der Frau Bulwer. Sie sah den Menschen, für die sie die Fleischbrühe auf Eis stellte, für die sie den Konservenlachs mit Tomaten und Sellerie garnierte, kaum noch ins Gesicht.

Ab und an kamen

Männer, auf die Mrs. Bulwer besonders stolz war. Dann gab es mehr Arbeit. In den langen, grünen Kelchgläsern mußten dann Eisstückchen in Orangensaft schwimmen und die Tafel, in deren Mitte zwei dunkelgrüne Schalen voll Golmruten standen, sollte aussehen wie eine mit weißen und gelben Blumen bedeckte tauige Wiese.

Und wieder war Besuch da.

„Der Mann, der unser Haus gebaut hat,“ sagte Mrs. Bulwer zu Ursula. „Kenneth MacDonald, ein junger Architekt, der noch einmal berühmt sein wird.“

Ein junger Mann, der einmal berühmt sein wird — Für Ursula war er nur einer mehr, dem sie die Platten hinreichte und das Glas vollgoß. Aber diesmal bemerkte sie flüchtig, daß er sehr gut ausah. Etwas vom Eroberertyp haftete ihm an, eine gewisse einfache und sonnige Selbstverständlichkeit. Angefacht von ihm war das Gespräch heute angeregter; irrlücherte nicht wie sonst zwischen toten Punkten umher. Als Ursula die letzte Platte hinausstrug, blickte sie in den Spiegel. Anschauen, aufschauen hätte er doch wenigstens können mit einem jener kleinen Blicke der Anerkennung, die sie von Europa her gewöhnt war! Aber Kenneth MacDonald schien es gleich zu sein, ob eine Wiener Baronessa oder eine wulstlippige, alte Schwarze aus Georgia ihn bediente. —

Eines Nachmittags waren alle ausgeflogen, Ursula blieb ganz allein zurück. Sie liebte diese geschenkten Stunden in dem schönen großen Heim. Sie wollte nur schnell ihre Arbeit vollenden, um dann fassen und lesen zu können. Daraus wurde nun freilich nichts.

Mrs. Bulwer war kaum eine Stunde fort, als Ursula sich in die größte Ratlosigkeit gestürzt sah. Sie stand plötzlich ausgesperrt vor der Türe, die ersten schweren Gewittertropfen fielen ihr auf die Nase und unten im Keller —

Was sollte sie nur um Gottes willen tun, um in das Haus zu gelangen? Sie mußte hineingelangen! In den nächsten Minuten mußte sie drinnen sein, sonst geschah ein Unglück. Wie sollte sie —? Kein Mensch über der Straße, keiner auf der Straße! Nur der Briefträger, der davon eilende Briefträger, der an allem schuld war.

Ursula rief ihn zurück, als er gerade über den Rasen des Nachbarhauses ging. Fliegenden Atems erzählte sie ihm: Unten im Keller war sie gewesen, habe ihre Kleider geplättet, als er läutete, habe das Plätteisen schnell hingestellt, das heiße Plätteisen, das am elektrischen Kontakt hing, mitten auf ihr Kleid gestellt und sei hinauf zur Türe gelaufen. Als

sie ihm aufgemacht und zum Unterschreiben eines eingeschriebenen Briefes hinter die Türe auf die Veranda getreten war, hatte der plötzlich aufspringende Gewitterwind die Türe zugeschlagen. Keine Möglichkeit, sie von außen zu öffnen! Und unten im Keller das immer heißer werdende Plätteisen auf dem leicht entzündlichen Stoff und Holz —

„Beim Fenster hinein!“ riet der Briefträger und begann, um das Haus zu wandern wie ein schnüfflender Hund.

Aber Ursula rang die Hände: „Ich habe vor einer Viertelstunde alles fest zugeriegelt, weil ich ganz allein zu Hause bin. — Mein Gott, was soll ich tun, was soll ich tun —“

„Gibts nichts anderes, als die Feuerwehr zu alarmieren,“ sagte kaltblütig der Mann, während er sich auf seinen Weg machte. „Gehen Sie da ins Haus gegenüber und telefonieren Sie.“

Die Feuerwehr wegen eines Bügeleisens!

Ursula lief über die Straße und läutete am gegenüberliegenden Haus. Vor den fragenden Augen einer blassen Lady in einem hummerroten Zumperkleid wiederholte sie ihren Bericht. Wer weiß, das brannte vielleicht schon lichterloh unten im Keller, schließlich schon die Treppe herauf! Die Lady hatte offenbar geschlafen; noch unfähig, sich die Geschichte zusammenzureimen, sah sie

ein bißchen hilflos auf das hübsche Mädchen im Stubensmädchengewand, das in einem ganz unamerikanischen Englisch ihr etwas weiszumachen versuchte.

„Feuerwehr? Wollen Sie, daß ich anrufe?“

„Ja, ja, bitte. Aber schnell!“

Schon war die Lady verbunden: „Ach so, welche Nummer?“ Sie hielt die Hand über das Sprechrohr und wandte sich an Ursula: „Welche Nummer ist es?“

„Illinois Straße 638.“

„Illinois Straße 638,“ wiederholte sie in den Trichter.

„Danke,“ sagte Ursula. „Wenn sie nur fliegen könnte!“

Und die Lady, die Türe öffnend: „Sie werden gleich da sein.“

Ursula lief über die Straße zurück. Es schüttete, blühte und donnerte. Die Äste bogen sich. Ein Vorfrühlingsgewitter. Und im Keller brannte wahrscheinlich schon ihr Kleid. —

Ursula stellte sich unter die Veranda. Noch man noch nichts? Knisterte es nicht schon?

Da kam es im klatschenden Regen die Straße herunter gesegelt. Auf einem langen Auto haushohe Leitern und fünf stehende Mann, kräftige Burschen mit sonderbaren, riesigen, edigen Hüten wie aus der Rip van Winkle-Zeit. Elegant bogen sie um die Ecke und hielten plötzlich an, schnurgrade vor dem Rasenpfad, der zur Bulwerischen Villa führte. Einer sprang ab und lief auf Ursula zu.

„Mein Gott, sind Sie schnell,“ konnte sie sich nicht enthalten zu sagen. All ihre Angst schmolz jetzt in ein Lächeln der Erleichterung; solch unheimlich flinke Leute mußten ja ebenso unheimlich tüchtig sein.

Er sah nach den Fenstern: „Ist denn nirgends eins offen? Auf dem Boden? Ihre Manjarde?“ Und er deutete nach oben, wo Ursulas Zimmer in die Baumkronen sah.

Woher wußte er, wo sie wohnte?

„Nirgends ist etwas offen. Nirgends.“

Er hatte schon eine der langen Leitern herbeigeholt und stieg hinauf. Schob das Fenster mit einem geschickten Griff hoch und verschwand. Kaum zwei Minuten nachher stand er vor Ursula, in der von innen geöffneten Türe, lachend über ihre flatternde Angst. Brandgeruch stieg aus dem Keller auf und machte ihr Herz wieder klopfend. Was würde es da unten geben!

Unten war der Keller voll Rauch, der heißend in die Augen stieg, ein großes, glatt ausgebranntes Loch in Ursulas Kleid und ein durchgebranntes Plättbrett. Ursula warf ihr ruiniertes Kleid, das einzige gut geschneiderte Tuchkleid, das



Rontor im Schabbelhaus zu Lübeck. Gemälde von Georg Behrens-Ramberg.

sie besaß, achtlos beiseite und strich verzweifelt über das in der Mitte auseinander gebrannte Brett. Sie schämte sich ihrer Achtslosigkeit.

„Was wird Mrs. Bulwer sagen?“

„Die soll zerspringen! Gar nichts wird sie sagen. Die ist zu Tod froh, daß sie ein so nettes, festes Mädchen hat. Glauben Sie, daß sie sich traut, etwas zu sagen?“ Und der hübsche, junge Feuermann nahm Ursulas auf die Brust gesunkenes Kinn und hob es in die Höhe: „Sie sind wohl noch nicht lang hier? In Amerika?“

Woher wußte er das wieder? Und glaubte er etwa, daß er sich etwas herausnehmen dürfte? — Doch der junge Feuermann dachte offenbar nicht daran, die Lage für sich auszunützen. Er hatte das Kinn schon wieder aufgegeben und zog sich freundlich, aber geschäftsmäßig zurück. Von der Veranda aus sah Ursula, wie er sich auf das Auto schwang, wie dieses kehrtmachte und samt den Gentlemen mit den Rip van Winkle-Hüten lautlos und Eindruck gebietend, als läge die ganze Macht Washingtons in ihren Händen, um die nächste scharfgeschnittene Ecke bog. —

Mrs. Bulwer sagte wirklich nichts. Als sie Ursulas Zerknirschtheit sah, versuchte sie sogar, die karge, blonde Herbhheit ihres Gesichts, das als das letzte diesen Stempel einer ungebrochenen Ahnenreihe von Puritanern trug, in ein Lächeln zu zwingen, dessen Kostbarkeit Ursula gar nicht abzuschätzen vermochte, denn Lächeln der Höflichkeit ist billig nur in Europa.

Mit Ursula aber ging nächster Tage etwas Merkwürdiges vor. Ihr Gleichgewicht schien durch die Aufgepeitschtheit dieses Nachmittages irgendwie aus den Angeln gerissen, in denen es ohnehin nicht allzu fest hing. Die Angst war quälend gewesen, zugleich aber hatte sie ihr unter die Arme gegriffen, als wollte sie sie weit hinausheben aus der platten Routine ihrer Dienerinnen-Existenz.

Ihre Gedanken begannen wieder hinüber und hinaus zu wandern. Eines Nachmittags hätte sie die ganze Geschirrkammer ausräumen, auswaschen und jedes Stück einzeln reinigen müssen. Es war eine sehr große Geschirrkammer, denn Mrs. Bulwer hatte eine kosmopolitische Gesellschaft von Porzellan dort aufgestapelt, deren einzelne eleganteste Mitglieder — lächelnde Franzosen aus Limoges, intrigierende Japaner, würdige Engländer aus Wedgewood, heitere, blumenbefränzte Karlsbader — nur bei den feierlichsten Gelegenheiten in Gebrauch kamen. Von dem vielen Auf- und Absteigen und Stehen war Ursula so müde geworden, daß ihre Finger kaum mehr zugreifen und halten konnten. Eine kostbare Tasse glitt ihr aus der Hand wie eine fallende Feder und zerbrach klirrend.

Wieder war Ursula zerknirscht, aber sie wußte auch zugleich, daß sie sich trotz aller Zerknirschung nicht bessern würde. Sie verzichtete trozig auf eine Fleißnote als Dienstmädchen. Ja, irgendwo in ihr lebte sogar ein heimlicher Stolz darüber, daß sie ein so schlechtes Dienstmädchen war.

Am diesem Abend hingen die Wolken tief über ihre Welt herunter. Und darin war wieder einmal alles grau und tränenfeucht.

Es war ihr klar, es mußte etwas geschehen. Sie mußte ihr Leben umstellen. So war es entwürdigend. Was hatte sie bisher hier, in Amerika getan, um los und weiter zu kommen, so wie sie es sich, ihrer Familie, ihrer Erziehung schuldig war? Nichts, gar nichts. Aber sie mußte jetzt etwas tun, um eine Änderung herbeizuführen.

Wie? Zum erstenmal setzte sich Ursula diesem ‚Wie‘ ganz gerade gegenüber: Wie? War niemand da, ihr zu raten, zu helfen? Nein! Niemand war da. Das war klar. Niemand: Ein hartes Wort. Aber sie mußte ihm ins Gesicht schauen.

Dalia! — —

Doch Dalia war ihr ja verloren. Sie wußte weder den Namen ihrer Familie, noch den der Zeitung, für die sie schrieb. So war der einzige Mensch, den sie in dem ganzen großen Amerika kannte, Richard Barthelen, der Millionär. Zu ihm als Bittstellerin zu kommen, war unmöglich. Übrigens hatte er sie ja gewarnt, hatte gesagt: „Was wollen Sie drüben tun? Ewig Dienstmädchen sein? Amerika ist etwas für die wirklichen Dienstmädchen, aber nichts für Sie.“

„Amerika ist nichts für Sie — — —“

Warum sollte es nichts für sie sein? Nur Dienstmädchen war nichts für sie. Eine andere Stellung!

Angst?! Lächerlich! Es gab so viele Nachfragen in der Zeitung, für die sie wie geschaffen war. Soviel zu tun gab es, soviel zu holen, das Geld rauschte förmlich durch die Straßen. Man mußte nur einmal daran herankommen können. Niemand war da zu ihrer Hilfe, ja, das war wohl wahr. Aber hatte sie nicht dafür das ganze ungeheure Land vor sich, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Könnte sie nicht z. B. auf die Bühne gehen? Ins Kino? Mit ihrer hübschen Stimme kleine Chansons in einem feinen Kabarett singen?

Nur keine Lustschlösser bauen, nur keine phantastischen Ritte auf Nebelrossen machen! Vernünftig sein. Ja, hier mußte man wohl ordentlich vernünftig werden, denn von einem Schritt daneben half einem kein anderer auf. Was hatte Barthelen gesagt? „Nur auf uns selbst kommt es an, was wir aus unserem Leben machen —“ Sie hatte niemand, wie sich selbst.

Niemand — — — immer der gährende Rachen dieses Wortes.

Wenigstens blieb ihr nicht einmal die Wahl. Nur klar sehen — sich keine falschen Vorspiegelungen machen. Es war nicht leicht, nein, bei Gott, es war jedenfalls nicht so leicht, wie sie sich's vorgestellt hatte, dieses Sich-Anschließen an ein ganz anderes Leben.

Das Telephon zum Beispiel. Jedesmal klopfte ihr das Herz, wenn sie das Hörrohr abnahm. Neulich war sie unfähig gewesen, Mrs. Bulwer auszurichten, was eine Freundin ihr sagen ließ. Sie hatte eben die Worte nicht verstanden, diese über den Draht heranraselnden amerikanischen Worte, die sich selbst überschlugen und ineinander verquasselten, rollten an ihr Ohr, wie eine nie gehörte Sprache.

Auch jetzt fürchtete sie wieder, nichts zu verstehen. Sie war rückwärts über den Hof hinaus durch den Gemüsegarten und über zwei schöne, behaglich im Märztag sich sonnende Straßen zur Drogerie gelaufen, wo in weiße Kittel angezogene gefällige Clerks die Tätigkeit von Apotheker und Eiskreme-Verkäufern ausübten. Dort konnte man telephonieren ohne daß irgend jemand das Gespräch überhörte. Dort rief Ursula die Nummer der „Chicago Tribune“ an, Abteilung für Stellungsangebote. Offenbar hatte der Mann, der ihr Auskunft gab, seinen Kaugummi gerade ausgespuckt und noch keinen neuen in den Mund genommen, oder es war kein Chicagoaner, denn er sprach deutlich und klar. Eine Anzeige wollte sie im Sonntagsblatt haben? Ja, bitte sie nur einzuschicken. Wieviel es kostet?

Die Preise der verschiedenen Zeilen seien alle oben im Blatt vermerkt . . .

Als Ursula aus der Zelle trat, sah sie Quella an einem der kleinen Tische sitzen, die einladend im Lokal aufgestellt waren. Ihr gegenüber hing ein junger Mann im Sessel, der einen wunderschönen weißen Sweater, das hübscheste, sympathischste Milchgesicht und einen glatten, schlanken Kopf wie eine Robbe hatte. Zum Glück war Quella, die zu Hause die besten Erdbeerkuchen und Gelees mit einer verblüffenden Blasiertheit behandelte, so versunken in einen Teller ganz ge-



Ernte. Gemälde von Walter Dill.

wöhnlicher Eiskreme, daß sie die vorüberhuschende Ursula nicht bemerkte.

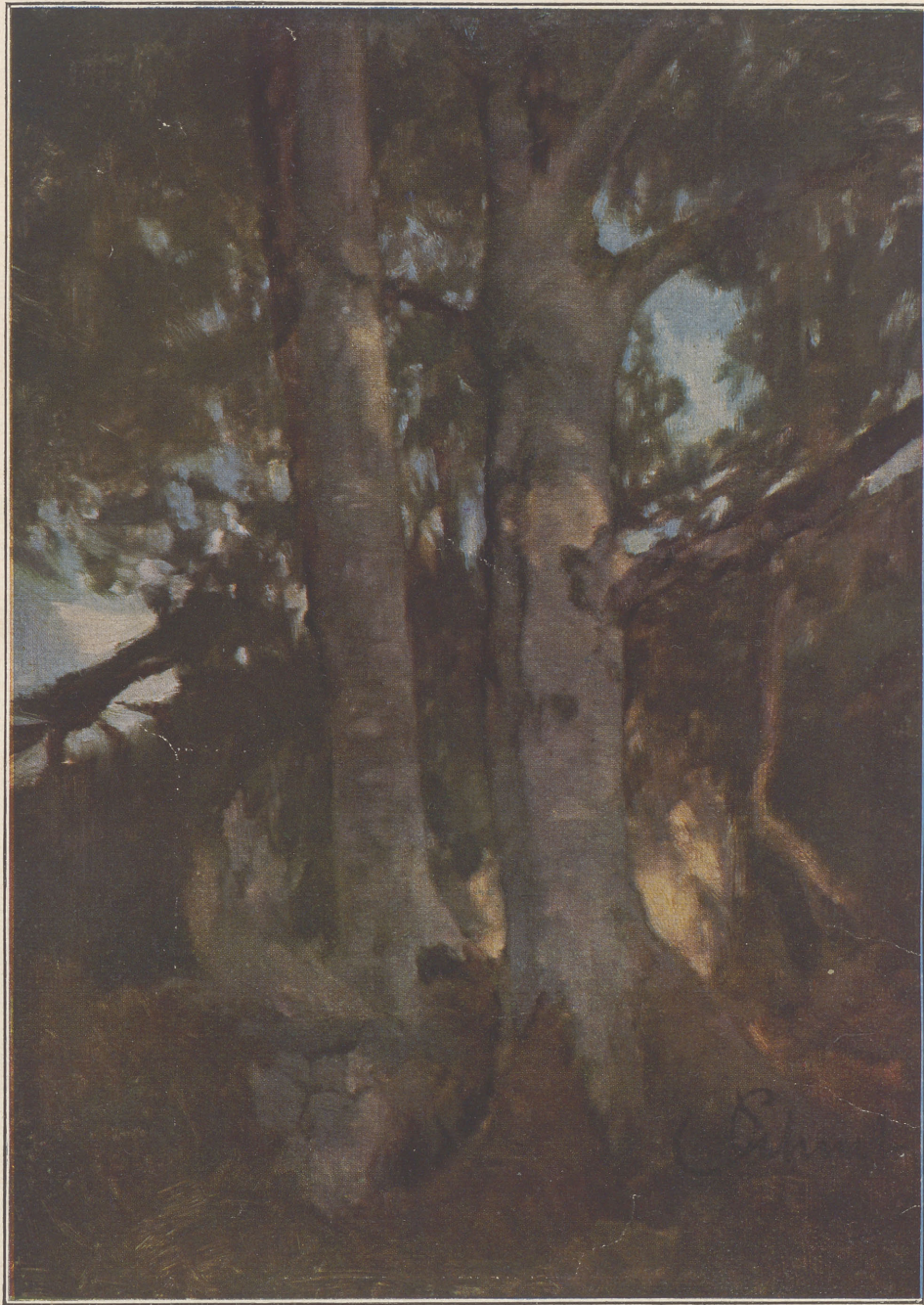
Überdies hatte Quella vor Ursula kein besseres Gewissen voraus, denn es war Schulzeit. —

Am Sonntag konnte Ursula kaum erwarten, bis Mr. und Mrs. Bulwer, die Tante und die Kinder samt und sonders zur Kirche abgerattert waren. Mrs. Bulwer hatte ein Suppenhuhn in die Kochkiste gestellt und Ursula Weisungen für das übrige gegeben. Kaum waren die beiden Autos um die Ecke, flog Ursula durch das Haus, in allen Räumen nach der

Schürzchen in das Kaminfeuer, in ein paar Tagen war sie nicht mehr 'Ursula' kurzweg, sondern 'Miß Rotenegg'. In ein paar Tagen würde sie — —

Ja, was würde sie eigentlich?

Gleichgültig. Es war ihr gleichgültig, was es wäre, solange es nicht Dienstmädchen war. Die Abende frei haben, zwei, eine Stunde wenigstens jeden Tag sein eigener Herr sein. Ja, und mehr verdienen, selbstverständlich. Dazu war man ja hier im Tunnel, im Durchgang. Die Antworten, die sie auf diese Anzeige bekommen würde, müßten ihr sagen, was



Walddinneres. Gemälde von Karl Schuch.

Zeitung suchend. In Quellas Zimmer lag sie am Boden und Ursula stürzte sich in die Anzeigenspalten.

„Junge, distinguierte Wienerin sucht Stelle als Gesellschaftsterin oder Sekretärin. Spricht englisch, französisch und deutsch, spielt Klavier, singt.“

Das war sie. Ihre Zukunft, ihre Gegenwart, ihr Leben in einer amerikanischen Zeitung! Alles hing vielleicht von diesen paar Worten ab!

Das Telephon läutete. Mrs. Bulwer, die noch in der Kirche war, teilte ihr mit, daß sie Gäste mitbringen würde; Es müßte also noch ein Pudding gemacht, die Erdbeeren auf Eis gestellt und für drei Personen mehr gedeckt werden.

„Yes, Madam! Allright, Madam!“

Zehn Gäste, fünfzehn Gäste, hundert Gäste, was kümmerte es Ursula heute! In ein paar Tagen flogen Häubchen und

sie tun konnte. Denn daran war doch kein Zweifel, daß ein gebildetes Mädchen wie sie in diesem Land, wo es an allgemeiner Bildung mangelte, etwas anderes und tausendmal Einträglicheres zu tun bekommen sollte, als Schüsseln waschen und Badezimmer aufräumen.

Daran war doch kein Zweifel.

Nachdenklich setzte sich Ursula zu den Tulpen, den Hyazinthen, Narzissen und Märzbechern in die Veranda. Hier war soviel heimliche Lebendigkeit wie keinen andern Tag zuvor. In die warme, gefangene, durchflutete Luft warf es von der offenen Tür her ein paar Hände voll Frühlingshauch aus dem Garten draußen. Durch den rieselte und knisterte es, die feuchte Erde dampfte und streckte sich, aufatmend nach der langen Entbehrung, den Sonnenstrahlen entgegen. Blüten von Sonne drangen durch die vielen hohen Glascheiben der

Beranda und machten das Leben dahinter erglücken als wär's schon trunkener Sommer.

Ja — ja, dies Haus war schon schön, dies Haus, das jener Mäster mit den merkwürdigen Augen gebaut hatte, von dem Mrs. Bulwer sagte: er würde einmal berühmt.

Ursula lehnte sich in ihrem Stuhl zurück.

Frühling! Erinnerungen an Lenze vergangener Jahre stiegen vor ihr auf, — Pfirsichblüten in Weingärten, die Kirichen an der Eusemauer in ihrem verlorenen Schloßgarten — eine Hand, die nach der ihren tastete. — Eine Stimme, die ein Wort flüsterte: Liebe —

Bertie — — das Einst — — Ihr Hoffen! —

Ach, Liebe gab es ja nicht. Es war nichts alsbarer, grausamer Irrtum, darauf zu bauen, Liebe über seinem Leben wie einen Stern stehen zu lassen, so wie sie's getan hatte. Ganz unmöglich und unsagbar wäre es ihr gewesen, jemand zu heiraten, den sie nicht liebte. Es war dabei geblieben, was immer auch Mama, die Tanten, der Bruder, Bibi und der ganze Anhang gegen eine solche verrückte und unpraktische Lebensauffassung hätten sagen mögen.

Bloßes Heiraten um verheiratet zu sein, vielleicht gar, um nur versorgt zu sein — die Vorstellung, daß ein ganz fremder Mann das Recht haben sollte, jeden Augenblick in

ihr Zimmer zu kommen — — das war unausdenkbar. Auch hier nicht, wo man so ganz und gar vernünftig zu sein hatte, wo der Endzweck war, sich ein Haus von einem Mann bauen zu lassen, der einmal berühmt würde.

Oder vielleicht doch — — hier, gerade hier?

Sie sah ein, es war unsinnig, was sie dachte. Aber sie würde diesen Unsinn der Gedanken gutmachen auf der andern Seite, sie würde ganz amerikanisch werden und verdienen. Die Augen schließen vor allem ungewohnten Schweren, das kommen sollte, und arbeiten, verdienen. Vom Verdienten aber soviel sparen wie möglich, um dann ins alte Europa hinüberzufahren, in die rebenumspinnene Heimat und Rosen anzubauen. Glutvolle Zentifolien, lächelnde Marshall Niel, schmachtende Theas, treuherzige Crimson-ramblers. Dahinein in das Rosenhaus wird sie ihre Mutter führen; sie werden die Nachmittage Schokolade unter einer großen, weiß und rot gestreiften Markise nehmen, die vor dem blütenduftenden Haus steht. Sie werden die schönsten Bücher lesen und alles Traurige vergessen haben. Es wird Friede sein, Friede.

Die Schwarzwalduhr in der Diele schlug zehn Uhr; da war es hohe Zeit für sie, in die Küche hinauszugehen, wo Spargel und Tomaten, Kartoffeln und Pudding ihrer Hände harrieten.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Der Bursch mit dem Bänderstab. Ballade von Frida Schanz.

Sie sprach zu sich selber, hinwandelnd am Rande
Des rauschenden Flusses mit säumendem Schritt:
„Mein Liebster ist schön und der Bravste im Lande.
Und doch, wie er's möchte, so lieb' ich ihn nit.
Ich gab ihm mein Ja und hab' es wohl müssen,
So heiß, wie er warb, und so zart und so gut;
Doch ich zittre und scheue vor seinen Küssen,
Gott helf' meinem Herzen zu Glück und zu Glut.
Er ahnt nicht, wie's steht, und ich möchte ihn sehen:
Du Guter, du Lieber, verzeih mir und hilf!“

Und sie rang ihre Hände und seufzte im Gehen,
Zwei blühende Tränen zuckten ins Schilf.
Die lagen im Graugrün wie schimmernde Perlen,
Ein Träumen faßte des Mädchens Sinn.
Da schritt, wie geweht aus den flüsternden Erlen,
Auf einmal ein Fremder neben ihr hin,
Er grüßte mit lustigem, lachendem Nicken,
Sie sah ihm ins Auge, seltsam gebannt.
Er maß sie mit feuchten, strahlenden Blicken
Und sprach auf sie ein, wie lange bekannt.
Er sprach und er sprach von Werben und Geben,
Von Glück und von Weinen, von Wonnen und Lust.
Da war es dem Mäd'el, als stürze das Leben,
Das Leben selber ihr an die Brust.
Wie Glutwein trank sie die perlende Rede,
Und rauschend, berauschend klang's in ihr fort.
Er sprach: „Wie überstrahlst du jede!
Wie weckst du das schwärmende, sehnende Wort!
Ich möchte dich wecken aus deiner Kühle!“

Zauberisch-mächtig sah er sie an.
Und ein Schwellen niegeahnter Gefühle
Strömte von ihr zu dem fremden Mann;
Wehmütig und mächtig, lockend und leise,
Sprach er zu ihr mit dem holden Mund;
Er sei auf weiter, auf weltweiter Reise — — —
„Mädchen, küsse mich doch gesund!“
Was sie so peinigt, was ihr fehle,
Alles Tieffste wußt' er von ihr.
„Einen Kuß aus dem Urgrund der Seele,
Liebste, Vielliebste, schenke mir!
Einen Kuß der Liebe lasse mich trinken!
Einen einzigen Tropfen glühendes Glück!“ — — —

Es kam wie ein süßes, tiefes Ertrinken. — — —
Doch mächtig riß sich das Weib zurück,
Zerriß das trunkene, zaub'rische Minnen,
Zerriß den Bann wie ein häßliches Band.

Ein Sich-auf-Schwur-und-Treue-Besinnen
Bog sich zu eisernem Widerstand.
Wie ein Schwälbchen ist sie dahingeflogen
Von dem schwankenden Steig auf bebaute Flur.

Auch der fremde Bursch war wie eingesogen
Vom sumpfigen Boden, — — ohne Spur. — — —

Sie war nun in Frieden. Sie war wie geborgen
Im traurigen Frieden, ernst und klar.

Und dennoch stand sie am Hochzeitmorgen
Verstört und bang in der Gäste Schar.
Hier tröstende Freunde, hier hämische Mienen.
Der stolze Hochzeitzug kann nicht fort.
Der Bänderbursch ist noch nicht erschienen,
Des Bräutigams Freund aus dem nächsten Ort.
Der Bänderbursch, der fröhliche Knabe,
Der vorm Brautpaar schreitet, jauchzend laut,
Buntflatternde Bänder am goldenen Stabe,
Das Ehrenzeichen der reinen Braut. —

Minuten werden zu Ewigkeiten.
Die Glocken läuten schon längste Zeit.
O bittere Schande, zur Trauung schreiten
Ohne des Bänderburschen Geleit!
Wie Angst umdunkelt's ihr reines Gewissen.
Hat sie jemand beschlichen am Flusseslauf,
Oh' sie sich mutig vom Abgrund gerissen?

Doch da jauchzen auf einmal die Glocken auf.
Musik ertönt. Mit dem goldenen Stabe,
Umflattert von Bändern in blendendem Schein,
Tritt ein vornehmer, blasser Knabe
Durchs tannengeschmückte Hoftor ein.

Er! Er! — — Der Braut will das Herz fast springen.
Doch schon ist der Zug zum Gehen gereicht.
Vorm Brautpaar schreitet mit Singen und Klingen
Der schönste Brautbursch seit Ewigkeit.
Die Bänder am Stabe wogen und wallen,
Grünsilbern, grüngolden, seidenblau.
Hohelieder der Liebe erschallen,
Lieder der Liebe von Mann und Frau.

In tiefster Seele faßt es die beiden,
Handumflungen schreiten sie fort.

Vorm Kirchtor neigt sich der Bursch zum Scheiden.
Nur die Braut hört sein leises Wort:

„In Sehnsucht werde ich dein gedenken,
Vielliebliche, die du dich selber fand'st!
Glühende Liebe will ich dir schenken
Zu dem, für den du dich mir entwand'st.
Hättest du mir jenen Kuß gegeben,
Sankst du zu mir in den Strom hinein.
Gehe ein in dein seliges Leben!
Deiner Kinder Schutzgeist werde ich sein.“ — — —

Feierlich dröhnendes Glockenklingen. — — —
Durch das Schiff der Kirche schreitet das Paar.
Und die wonnigen Worte gingen
Mit der Liebenden zum Altar.

Was Krupp jetzt macht. Von Dr. Albert Neuburger.

In der ganzen Welt wußte man es nicht anders: Krupp stellt Kanonen her! Die Alliteration Krupp-Kanonen ist ja auch so einprägsam. Sie schmeichelt sich vortrefflich dem Gedächtnis ein. Zudem hörte man soviel von seinen großen Geschützen. Man sah sie auf zahlreichen Ausstellungen. Ihr Ruhm drang bis in die fernsten Gegenden. Durch diese und noch eine Reihe weiterer Umstände entstand allgemein die Meinung, daß die Krupp'schen Werke lediglich eine Waffenfabrik seien, daß sie nur Haubitzen, Mörser und ähnliche Dinge sowie die dazu gehörige Munition herstellten. Der Friede von Versailles legte Deutschland die weitestgehenden Beschränkungen in bezug auf die Anfertigung von Kriegsmaterial auf. Man sieht, hört und liest nichts mehr von den Erfolgen Krupp'scher Riesentanonnen. Man weiß auch, daß die Zeit vorüber ist, wo sie in Essen in so beträchtlicher Anzahl entstanden. Unwillkürlich fragt man: „Was macht denn Krupp jetzt eigentlich?“

Zunächst muß ein Irrtum richtiggestellt werden: Die Krupp'schen Werke sind niemals in dem Umfange ausschließlich Waffenfabrik gewesen, wie sich dies in unseren Köpfen malt. Bei dem Bild, das wir uns von ihnen machten, spielte in hohem Grade die Suggestion mit. Wir vernahmen eben nur von seinen Erfolgen auf dem Gebiete des Geschützbbaus. Von jeder Bestellung, die aus dem Auslande auf Kanonen einging, wurde mit Stolz in den Zeitungen berichtet. Auf diese Weise entstand in unserem Unterbewußtsein die Vorstellung, daß man sich dort ausschließlich der Anfertigung von Waffen widme. In Wirklichkeit machte die Herstellung von Kriegsbedarf schon vor dem Beginn des Weltkrieges nur einen geringen Teil der gesamten Erzeugung aus. Auf die berühmten Geschütze dürfte nur etwa ein Zwanzigstel davon gekommen sein.

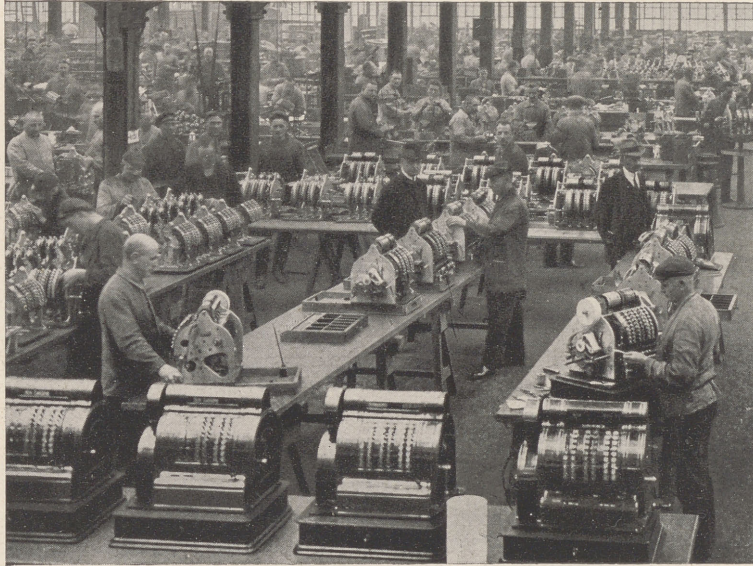
Die Aufgaben, die man sich von jeher in Essen stellte, lassen sich dahin zusammenfassen, daß der Stahl und die aus ihm für die Verkehrstechnik gewonnenen Erzeugnisse die eigentliche Grundlage des gewaltigen Betriebes bilden sollten. Man fertigte in erster Linie Material für den Eisenbahn-, Schiff- und Maschinenbau, ferner für Brücken und Eisenkonstruktionen, für die Feinmechanik usw. an. An viele andere Fabriken lieferte man auch Rohstahl.

Dieser Umstand erleichterte die Umstellung. Man war ja nicht einseitig auf ein einziges, eng umgrenztes Gebiet eingearbeitet, wie es die Geschützfabrikation ist. Man ver-

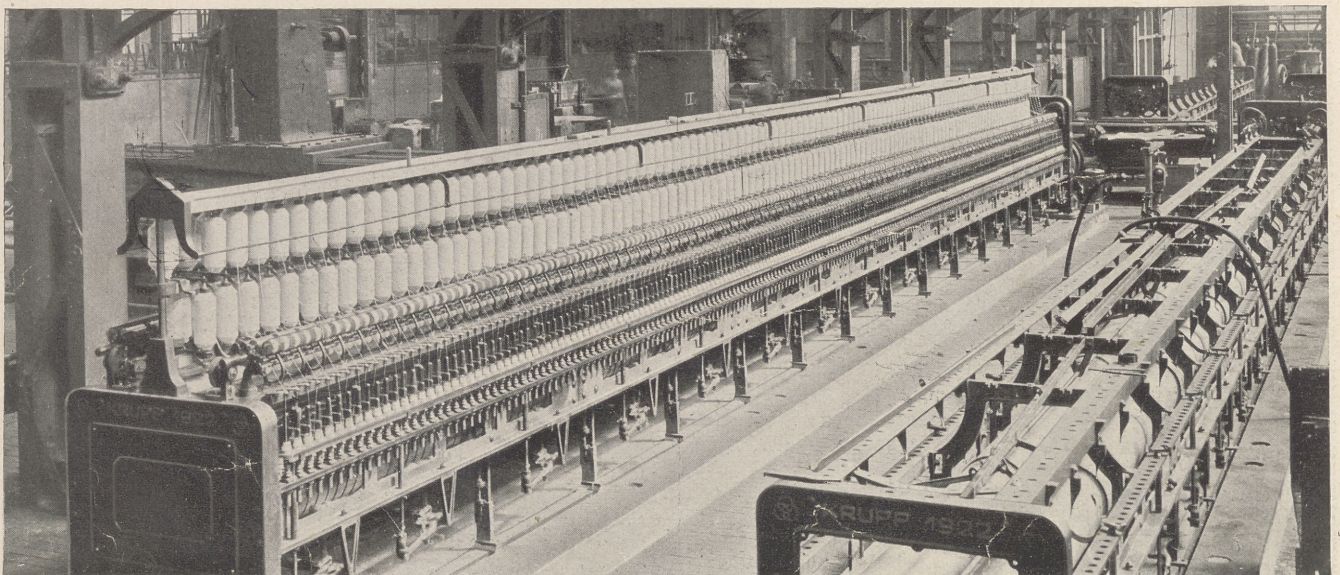
fugte über Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter, die auch anderen Aufgaben gewachsen waren. Trotzdem muß die Art und Weise, wie Krupp sich umstellte, als eine in der Geschichte der Technik einzig dastehende Leistung bezeichnet werden. Während des Krieges waren nämlich, wie dies ja ganz selbstverständlich ist, die der Erzeugung von Waffen gewidmeten Teile der Anlagen ganz beträchtlich vergrößert worden. Nun handelte es sich darum, sie zunächst einmal gemäß den Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles in erheblichem Umfange zu zerstören. Auf die Zerstörung mußte aber eine Umstellung auf Friedensarbeit erfolgen, die in wirtschaftlicher Hinsicht gute Aussichten darbot. Dann handelte es sich darum, den Aufbau nach einem Plane durchzuführen, der den besonderen im Betriebe vorliegenden Verhältnissen gerecht wurde. Was die Zerstörung bedeutete, mag man daraus sehen, daß in der Gußstahlfabrik in Essen allein rund 2000 Maschinen im Gewicht von 12 000 Tonnen (eine Tonne = 1000 Kilogramm), rund 400 Anlagen und Öfen sowie über 600 000 Werkzeuge der Vernichtung anheimfielen. Außerdem mußten etwa 7000 Maschinen aus den Werkstätten und Hallen entfernt werden. Das ist aber nur eine einzige der zahlreichen Fabriken, aus denen sich die Krupp'schen Betriebe zusammensetzen.

Der Wiederaufbau begann damit, daß man die für die Verwertung des Stahls gegebenen Möglichkeiten erheblich weiter ausnützte als früher. Krupp war ja, wie wir eben darlegten, in

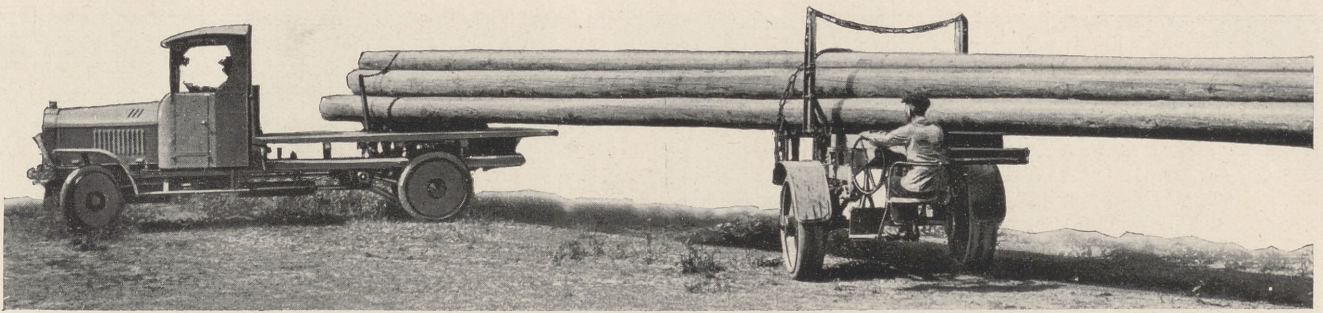
erster Linie Stahlfabrik. Hier fertigte man seit Jahrzehnten alle nur denkbaren Sorten von Stahl und von Stahlverbindungen, sogenannten „Stahllegierungen“ an. Bisher hatte man für das Verkehrsweesen nur Einzelteile geliefert, also Räder, Teile von Lokomotiven und ähnliches. Der Gedanke lag nahe, zur Fabrikation von ganzen Lokomotiven und Wagen überzugehen. Da das Eisenbahnmateriale in zahlreichen Ländern während des Krieges heruntergewirtschaftet worden war und da Deutschland große Mengen seiner Wagen und Lokomotiven hatte abgeben müssen, so eröffneten sich hier ganz besonders gute Aussichten. Deshalb richtete man die größte der sogenannten „Hindenburg-Werkstätten“ mit einer Arbeitsfläche von 7,4 Hektar ausschließlich für den Lokomotiv- und Wagenbau ein. Man beschränkte sich aber nicht nur auf die Neuanfertigung, sondern schuf auch eigene Reparaturwerkstätten. Hier wurden die alten Lokomotiven und Wagen ausgearbeitet. Soviel gab es zu tun, daß ständig mehrere



Werkstatt zum Zusammenbau von Registrierkassen.



Bau von Spinnmaschinen.



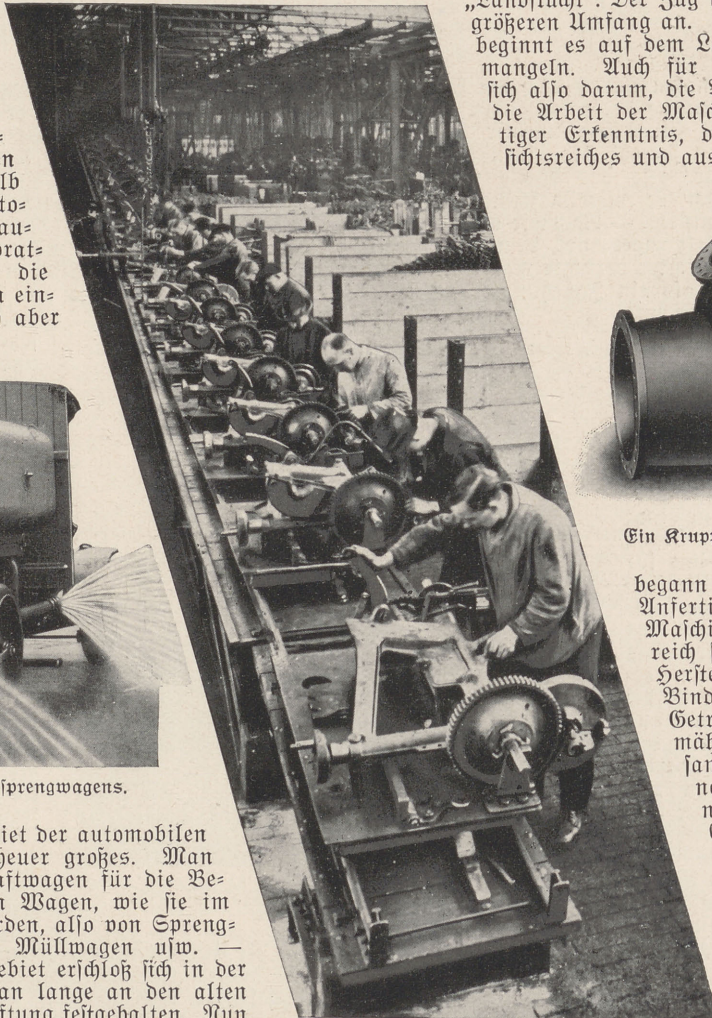
Krupp-Lastkraftwagen zur Beförderung von Langholz.

Hundert Fahrzeuge in Arbeit waren. Mit sicherem Blick erkannte man, nach welcher Richtung hin sich der Verkehr entwickeln würde. Mit dem Pferdefuhrwerk ging es zu Ende. Die Verwendung des Kraftwagens versprach einen mächtigen Aufschwung zu nehmen. Deshalb nahm man den Bau von Automobilen auf. Eine vormalige Hausbienenwerkstatt mit 36 000 Quadratmeter Grundfläche wurde für die Anfertigung von Lastkraftwagen eingerichtet. Man beschränkte sich aber



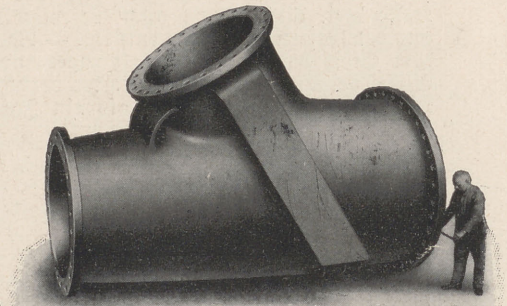
Rückansicht eines Motorsprengwagens.

nicht auf diese allein. Das Gebiet der automobilen Kraftfahrzeuge ist ja ein ungeheuer großes. Man schuf besondere Typen von Kraftwagen für die Beförderung von Holz, dann von Wagen, wie sie im städtischen Dienst gebraucht werden, also von Sprengwagen, Straßentehmaschinen, Müllwagen usw. — Ein weiteres aussichtsvolles Gebiet erschloß sich in der Landwirtschaft. Hier hatte man lange an den alten Verfahren der Bodenbewirtschaftung festgehalten. Nun aber ergab sich auch hier die Notwendigkeit zur Umstellung. Allgemein zeigte sich die Erscheinung der



Reihenfertigung von Grasmähern im Krupp'schen Erntemaschinenbau.

„Landflucht“. Der Zug in die Städte nahm ständig größeren Umfang an. In immer stärkerem Maße beginnt es auf dem Lande an Arbeitskräften zu mangeln. Auch für den Landwirt handelt es sich also darum, die Arbeit des Menschen durch die Arbeit der Maschine zu ersetzen. In richtiger Erkenntnis, daß hier ein weites, ausichtsreiches und ausbaufähiges Gebiet vorlag,

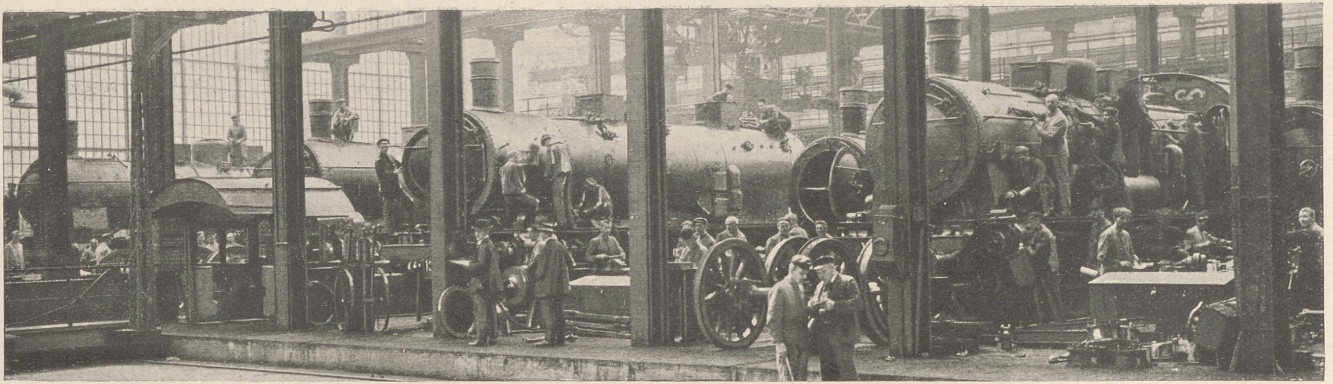


Ein Krupp-Stahlgußstück (Abzweigrohr).

begann man bei Krupp mit der Anfertigung landwirtschaftlicher Maschinen. Außerordentlich zahlreich sind die Erzeugnisse, deren Herstellung aufgenommen wurde: Bindemäher für die Ernte von Getreide, die die Halme abmähen und sie zu Garben zusammenbinden, Erntemaschinen für Gras, sowie Maschinen für die Aussaat und Ernte der Kartoffeln, Milchenträher — wer vermöchte alles im einzelnen aufzuzählen! — Wie die Natur, so kann der Mensch auch die Bekleidung nicht entbehren! Darum wird es auf dem Gebiete der Textilindustrie ständig Beschäftigung geben. Von diesem richtigen



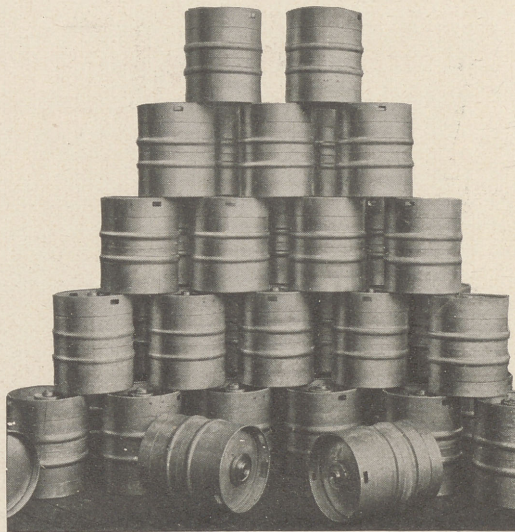
Bindemäher „Krupp“ bei der Arbeit.



Teilansicht aus dem Lokomotivbau, einer der früheren Lafettenwerkstätten.

Grundgedanken ausgehend nahm Krupp auch die Herstellung von Maschinen zur Verarbeitung der pflanzlichen und tierischen Fasern auf, die die Grundlage unserer Bekleidung bilden. Die Werke fertigen sowohl Maschinen an, die zur Vorbereitung der Rohstoffe, also der Wolle und Baumwolle usw. dienen, wie auch Spinnereimaschinen, in denen aus den Fasern der Faden entsteht. — Nach wie vor aber blieb dem Stoff besondere Sorgfalt zugewandt, dem Krupp seine Größe verdankt, dem Stahl. Hier verfügte man über Erfahrungen, die sich auf länger als ein Jahrhundert erstreckten. Man war imstande, die besten und edelsten Sorten anzufertigen. Trotzdem steckte man sich weitere Ziele. Und tatsächlich gelang der große Wurf! Von Kindesbeinen an wissen wir es nicht anders, als daß der Stahl rostet. Nach vielen und lange fortgesetzten Versuchen ist es Krupp gelungen, ihm diese Eigenschaft zu nehmen. Man gewinnt jetzt dort einen nichtrostenden Stahl, also einen Stahl, bei dem das für unmöglich Gehaltene zur Wirklichkeit geworden ist. Mit der Verwendung dieses Stahls beginnt eine neue Entwicklung. Was durch Rost zugrunde ging, wird in Zukunft erhalten bleiben. Sehr groß ist bereits die Zahl der Gegenstände aus nichtrostendem Stahl, die aus den Kruppischen Werkstätten hervorgehen. Wir staunen, wenn wir hören, daß man ihn sogar zur Anfertigung von Gebissen verwendet. Der Stahl ersetzt hier das Gold, denn wie dieses rostet er im Munde nicht. Er wird auch von Speisen und Getränken sowie von den in ihnen enthaltenen Säuren nicht angegriffen. Des weiteren macht man daraus zahnärztliche und chirurgische Instrumente, Geräte für die Küche und Tafel, Messer und Gabeln sowie mancherlei sonstige Dinge für den täglichen Gebrauch. Für die Industrie hat der nichtrostende Stahl gleichfalls Bedeutung erlangt. Da gibt es Kessel zum Eindampfen von Flüssigkeiten, Destillierapparate, Kocher für Zellstoff, Zellen zur Gewinnung künstlichen Eises, Einrichtungen für Essig-, Fruchtwein- und Zuckerfabriken, für Brennereien und Brauereien usw., die aus diesem eigenartigen Erzeugnis bestehen. Vielleicht werden über kurz oder lang die hölzernen Bierfässer verschwinden, stellt man doch sogar diese aus dem neuen Stahl her. Wir müssen immer bedenken, daß der nichtrostende Stahl einen der neuesten Erfolge Kruppischer Forschungsarbeit darstellt und daß er erst am Anfang seiner Laufbahn

steht. Deshalb ist anzunehmen, daß mit der Zeit die Zahl der Gegenstände eine immer größere werden wird, die man aus ihm formt. — Die Verarbeitung des Stahls wirkt sich in Vereinigung mit der Umstellung im übrigen aber nach zwei Richtungen aus: einerseits fertigt man aus Stahl riesige Gußstücke und überhaupt Körper von gewaltigen Abmessungen an, die zum Teil besonders hohen Beanspruchungen gewachsen sein müssen, andererseits bildet er die Grundlage der Fabrikation von Gegenständen der Feinmechanik, bei denen es auf höchste Genauigkeit und sorgfältigste Arbeit ankommt. Deshalb sehen wir aus der Fabrik Rohre und Kessel von Riesengröße hervorgehen. Sie liefert ganze Vorder- und Hintersteven für Schiffe. Dann aber findet sie auch Registrierkassen, Sicherheitschlösser, Kinoapparate sowie Feinmeßgeräte der verschiedensten Art in alle Welt. Soll man es glauben, daß die gleiche Fabrik, die in einem Teil ihres Betriebes Behälter von unwahrscheinlichen Ausmaßen erzeugt, aus dem anderen Normalmaßstäbe, Normallineale, ja sogar Mikrotaster verschießt, also Einrichtungen zum Messen von Größen, bei denen es auf Bruchteile, auf Hundertstel oder Tausendstel eines Millimeters ankommt? Vielfach vereinigt sich Größe mit dieser staunenerregenden Genauigkeit, wie z. B. bei Fahrradüberziehungen.



Bierfässer aus Kruppischem nichtrostenden Stahl.

Auch für die Papierfabrikation liefern die Kruppwerke Maschinen. Zu ihren Erzeugnissen gehören elektrische und elektromagnetische Werkzeuge, Elektromotoren, Sonderstähle für die mannigfachsten Zwecke, also zur Weiterverarbeitung auf Messer, Scheren, Rasiermesser, Schreibfedern, Uhrfedern, Kugellager und Kugeln, Magnete und zahlreiche sonstige Dinge. Es zeigt sich hier eine Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit an die oft so verschiedenartigen Anforderungen der Technik und der Industrie, die höchste Bewunderung verdient. Diese Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit ist es auch, die Krupp nach der Zerstörung so großer Teile seiner Anlagen und Einrichtungen zu einer in so weitem Umfang neuen Tätigkeit erstehen ließ. Das Geheimnis aber, das diesen geradezu vorbildlichen Wiederaufbau ermöglichte, besteht darin, daß man die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Zeit richtig erfaßte. Jede Zeit — und mag sie noch so trüb aussehen — bietet derartige Bedürfnisse und Möglichkeiten. Sie zu erkennen — darauf kommt es an!

Der 22. Oktober. Eine Erinnerung von C. von Bersdorff.

Schon waren die Tage merklich kürzer geworden, und wenn man früh aus den hohen Räumen, die wir bewohnten, auf den weiten, von Linden und Platanen umgebenen Halbfreis hinter dem schönen Potsdamer Neuen Palais sah, lag oft schon dichter Nebel auf den Beeten. Erst allmählich konnte man erkennen, ob der Frost in der letzten Nacht die köstlichen Kannas, Dahlien und anderen Blumen noch verschont hatte, die in ihrer Farbenpracht den weiten Platz bestanden. Kein Mensch liebte und pflegte die Blumen mehr als die Kaiserin, und sie konnte so traurig sein, wenn ihre Pracht ihr am Geburtstagsmorgen nicht mehr erstrahlte.

In den Gängen ihres Rosengartens hat sie im Sommer die Ranken selbst verschnitten, und während des Weltkrieges, Nr. 4

als die jungen Gärtner und Gehilfen im Felde waren und Hände zur Arbeit fehlten, hat sie so oft mit uns die jungen Orchideenpflanzen stundenlang gereinigt. Ihr war die Arbeit an den Blumen Erholung und reinste Freude.

Oft waren schon auf den 18. Oktober, den Geburtstag des Kaisers Friedrich, Familienfeiern, wie Konfirmationen, gelegt und Gäste von außerhalb gekommen, zum 22. Oktober versammelten sich möglichst alle Kinder zu Haus. — Schon früh trafen die Prinzen, die Prinzessin und wir stimmbegabten Glieder der nächsten Umgebung uns gern im Schreibzimmer der Kaiserin, um sie mit Choralgesang beim Erwachen zu grüßen, und eben so leise, wie wir gekommen waren, schlichen wir wieder zurück. Um 1/9 Uhr baute der Kaiser

mit Gräfin Brockdorff im Billardzimmer die Geburtstagsfeste auf, die von den Gärtnern vorher geschmückt waren. Grünes und buntes Laub, Tannengrün, Herbstblumen, Edelkastanien, Wein, Baumfrüchte allerart waren so malerisch zusammengewunden, daß die Kaiserin jedesmal nach dem Geburtstag die Girlanden ins Kunstgewerbe-Museum sandte, damit sie in den verschiedenen Klassen zu Studienzwecken verwandt würden. Ein riesiger Kuchen mit der entsprechenden Lichterzahl prangte auch schon; von dem Kuchen bekam am nächsten Tage jeder ein Stück, dazu ein köstliches goldverziertes Wachslicht. Noch jetzt bringen uns die aufgehobenen Lichter an unseren Geburtstagen Grüße aus jener schönen Zeit. Der Kaiser haute seine Gaben und die seiner Kinder und Geschwister auf. Ihm kam es auf Gaben an, die persönlich gewählt waren. So schenkte er ihr einst eine goldene Halskette mit lauter hängenden Donnerkeilen, die er an der preussischen Kiste selbst gefunden hatte. Ein andermal schenkte er ihr eine Kette und Nadeln von Hirschhaken. Einst ließ er aus wunderbaren Heliodoren, die in unseren südwestafrikanischen Kolonien gewonnen waren, durch Professor Lucas von Cranach ein herrliches großes Kreuz für die Kaiserin herstellen, das sie ganz besonders gern getragen hat.

Was die Kaiserin besonders erfreute, waren die Geschenke ihrer Kinder; selbsthergestellte, wie sie in jungen Jahren liebevoll gemalt, gebrannt oder von kleinen Mädchenhänden mit Stricknadeln oder Häkelhaken verfertigt wurden, bis zu reichen Gaben der Liebe in späteren Jahren. Was wir Hofdamen noch auf die Tische legten, waren meist gemeinsame nützliche Arbeiten im Stil der verschiedenen bewohnten Schlösser, wiederholt waren es Altarbehänge oder auch ein kleiner Berg Armenjachen, die die Kaiserin so gern verschenkte.

Um 9 Uhr fand das Frühstück statt und danach die Besichtigung, währenddem auf der Terrasse des Palais das erste Ständchen meist von der Kapelle des Ersten Garde-Regiments gespielt wurde, fast immer beginnend mit der herrlichen Beethovenschen Komposition: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“ Unsere Gratulation reihte sich an die der nächsten Familie, und dann kamen die ferneren fürstlichen Verwandten. Wie froh war die Kaiserin, wenn sie zwischen allen Gratulationen auch einige Zeit allein mit dem Kaiser und auch mit ihren Kindern in aller Stille feiern konnte; wie gern machte sie an diesem Tage auch jedem ein kleines

Geschenk, und wie oft hat sie sich zum 22. Oktober als besondere Geburtstagsfreude beglückende Überraschungen für andere Menschen ausgedacht. Um 1 Uhr war Familien- und Marschalltafel. War der Tag schön, so machten die Majestäten am Nachmittag mit den Kindern einen Spazierritt.

Potsdam ist ein herrliches Fleckchen Erde, aber Ende Oktober ist es wirklich unvergleichlich schön, wenn das gefärbte, goldene Laub sich sonndurchleuchtet über die köstlichen Parkanlagen breitet, die Havelufer umsäumt und man auf den unübertrefflichen Reitwegen auf gutem Pferde die herbstlich frische Luft durchschneiden kann. Nie habe ich die Kaiserin so strahlend gesehen wie an diesen Nachmittagen.

Zum Abend waren dann Einladungen an einen engeren oder weiteren Kreis ergangen. Wir haben am 22. Oktober manches köstliche Konzert gehört. Professor Joachim hat mit seinem herrlichen Spiel die Kaiserin oft erquickt.

Im kleinen Rokoko-Theater des Neuen Palais wurde auch zuweilen von Künstlern der Berliner Königl. Bühnen gespielt, und wer dieses Juwel des Rokocos kennt, kann sich wohl vorstellen, welch ein Genuß es war, dort reizende Auführungen im Kostüm der Zeit mit Mozartscher Musik und Menuett-Tänzen zu sehen. Es waren außerordentlich elegante und dennoch häusliche kleine Feste. Beim Souper wünschte die Kaiserin an diesen Tagen uns in ihrer Nähe zu sehen. Außer Gräfin Brockdorff saßen Gräfin Keller, Herr von Mirbach und ich mit an ihrem Tisch.

Die nächsten Tagen waren fleißiger Arbeit geweiht, denn nun wurden all die Hunderte von Telegrammen beantwortet und die ungezählten Gratulationsbriefe. Die Prinzen mußten zu ihren Studien zurückkehren, und nur die hier in Garnison Stehenden konnten etwa der Kaiserin dabei helfen, der es immer sehr am Herzen lag, ihren Dank schnell zum Ausdruck zu bringen. Auch uns ging diese liebe Arbeit fleißig von der Hand. Wer aber an solchen Tagen eine besonders große Arbeitslast bewältigte, das war der prächtige alte Telegraphist Müller, der so lange Jahre diesen Dienst erst bei dem alten Kaiser, dann beim Kaiser Friedrich und endlich bei unseren Majestäten innehatte. Er gehörte zu den allertreuesten Beamten; aber ihm ist auch über das Grab hinaus die Anerkennung und Treue seines Königs-paares, insbesondere der Kaiserin geblieben. Wohltun war ihr Wesen, und wenn es mir gelänge, auch Menschen, die ihr nicht so nahegestanden haben, einen Blick in ihr Herz tun zu lassen, so würde das mir eine ganz besondere Freude sein.

Der Weg in den diplomatischen Beruf. Von Georg von Stein.

Der Beruf des Diplomaten ist, historisch betrachtet, verhältnismäßig jungen Datums. Zwar machten schon die italienischen Stadistaaten des ausgehenden Mittelalters von der Einrichtung eigener Missionen an fremden Höfen ausgiebig Gebrauch, um durch die Berichte ihrer Gesandten über die verworrenen und ständig wechselnden Vorgänge in ihrer näheren und weiteren Nachbarschaft auf dem laufenden gehalten zu werden. Alle diese Institutionen trugen indessen Zufallscharakter und waren lediglich auf die Bedürfnisse des Einzelfalles zugeschnitten. Die internationale Übung, Gesandtschaften zu entsenden und zu empfangen, konnte sich erst entwickeln, nachdem hierfür durch Schaffung einer allgemeinen Rechtsgrundlage die notwendige Voraussetzung gegeben war.

Neben dem diplomatischen Dienst entwickelte sich bald mit der immer mehr in den Vordergrund tretenden wirtschaftlichen Erstarkung der verschiedenen Staaten noch eine andere Art des auswärtigen Dienstes, das Konsularwesen, dessen hauptsächlichster Zweck darin besteht, die Interessen von Handel, Verkehr und Schifffahrt zu fördern sowie den sich im Auslande aufhaltenden Staatsangehörigen mit Rat und Tat beizustehen. Diplomatischer und konsularischer Dienst berühren und ergänzen sich in vielen Punkten. Die Anforderungen, die an die mit diesen Funktionen beauftragten Beamten sowohl in persönlicher wie materieller Hinsicht gestellt werden, haben große Ähnlichkeit. Dieser Umstand dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, daß in Deutschland sowohl bei der Annahme von Anwärtern für den auswärtigen Dienst wie bei der Verwendung der Auslandsbeamten die früher bestehende Trennung von Beamten des diplomatischen Dienstes und solchen des konsularischen Dienstes fallen gelassen wurde. Eine getrennte Annahme für den diplomatischen oder konsularischen Dienst findet also jetzt nicht mehr statt. Die spätere Verwendung des Auslandsbeamten erfolgt je nach Bedarf bald im diplomatischen, bald im konsularischen Dienst.

Es gibt wenige Berufe, die sich durch eine ähnliche Viel-

seitigkeit auszeichnen wie der auswärtige Dienst. Abgesehen von den notwendigen Fachkenntnissen auf juristischem, wirtschaftlichem und historischem Gebiet sind gewisse persönliche Eigenschaften und Fähigkeiten Voraussetzung für ein erfolgreiches Arbeiten, Eigenschaften, die zwar durch Übung entwickelt, nicht aber angelernt werden können, wenn sie nicht wenigstens im Keime vorhanden sind.

Es ist daher verständlich, daß bei der Auswahl der Anwärter für den auswärtigen Dienst gerade auf diese persönlichen Momente ausschlaggebender Wert gelegt wird. Die Eigenschaften, die ein Außenbeamter braucht, sind folgende: Ein gefestigter Charakter, der sich nach außen hin durch sicheres Auftreten dokumentiert, scharfe Beobachtungsgabe, die das Wesen der Dinge schnell erkennt und sich nicht durch gesellschaftliches Blendwerk und persönliche Taschenspielerereien täuschen läßt, Selbstbeherrschung, die die Klippen übereilter und unüberlegter Worte wohl zu umgehen weiß, Geistesgegenwart, die auch aus gefährlicher Situation rasch und unbemerkt einen Ausweg findet, und nicht zuletzt eine gewisse Kunst der Menschenbehandlung, die, ohne wesentliche Konzessionen in Ausführung der erhaltenen Aufträge zu machen, die im internationalen Verkehr immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten mit leichter Hand zu glätten weiß. Daß bei der Eigenart des Außendienstes eine vollendete Beherrschung der gesellschaftlichen Formen ebenfalls eine unerläßliche Vorbedingung für den Erfolg ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Darüber hinaus muß es der Beamte im Außendienst verstehen, den konventionellen Formen einen persönlichen Inhalt zu geben, möglichst wertvolle und zahlreiche Beziehungen von Mensch zu Mensch zu knüpfen und sich überall Sympathien und Vertrauen zu erwerben. Erst dann hat er den Resonanzboden, der für sein Wirken notwendig ist.

Was die bei der Einstellung in den auswärtigen Dienst nachzuweisenden Kenntnisse anbelangt, so wird neben einer abgeschlossenen Hochschulbildung vor allem ein gewisses Maß von Sprachkenntnissen verlangt. Der Anwärter hat sich einer schriftlichen und mündlichen Prüfung in Französisch und

Englisch zu unterziehen, von deren Bestehen die vorläufige Aufnahme abhängig gemacht wird. Sehr erwünscht ist es, wenn dem Eintritt in das Auswärtige Amt ein längerer Aufenthalt im Auslande, am besten das Studium an einer auswärtigen Universität vorausgeht. Neben den beiden Pflichtsprachen Französisch und Englisch ist die Beherrschung einer dritten Sprache von besonderem Vorteil, nicht nur, weil sie einen Vorsprung vor anderen Bewerbern bedeutet, sondern auch, weil sie später eine schnellere Verwendung im Auslandsdienst zur Folge hat. Die Wahl der dritten Sprache ist ganz den Neigungen und Anlagen des einzelnen überlassen. Es empfiehlt sich jedoch, hierbei auch die Sprachen kleinerer Nationen nicht zu vernachlässigen.

Bezüglich der für die Ausübung des Berufes notwendigen Kenntnisse wird für die weitere Fortbildung des Anwärter das Wissen zum Ausgangspunkt genommen, das bei der ersten juristischen Prüfung an der Universität gefordert wird.

Trotzdem empfiehlt es sich, den Eintritt in das Auswärtige Amt erst nach vollendetem Assessorexamen anzustreben, um so mehr, als Einstellungen in der Regel nicht vor dem 24. bis 25. Lebensjahre vorgenommen werden und die auf den Assessor verwendete längere Studienzeit bei der end-

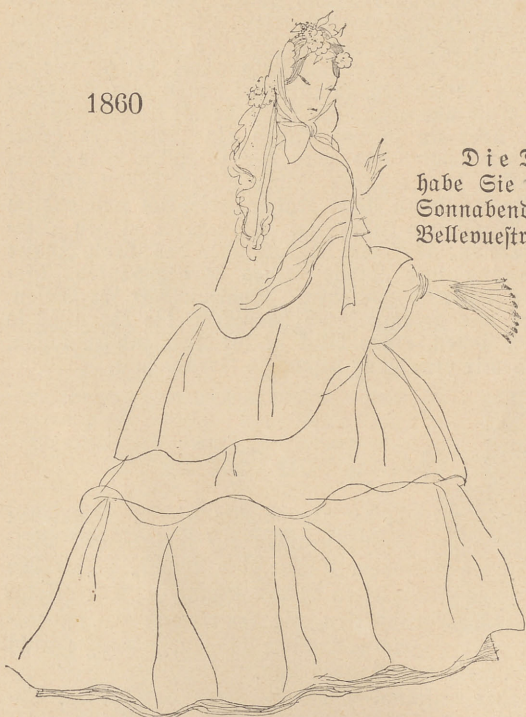
gültigen Übernahme in den Reichsdienst berücksichtigt wird. Großer Wert wird auf gute Kenntnisse im Staats-, Völker-, Handels-, Wechsel- und Seerecht gelegt.

Daneben ist das Studium der neueren Geschichte und der Volkswirtschaft besonders zu betonen. Dabei ist es von Nutzen, wenn vor dem Eintritt in das Auswärtige Amt eine praktische Beschäftigung bei einer Handelskammer, einem wirtschaftlichen Verbands oder einem kaufmännischen Unternehmen stattgefunden hat, die geeignet war, einen Einblick in die maßgebenden Gedankengänge und Überlegungen der Leitung zu geben.

Der zunächst probeweise auf seinen Antrag beim Auswärtigen Amt hin eingestellte Anwärter des auswärtigen Dienstes führt die Bezeichnung Attaché und erhält einen laufenden Unterhaltszuschuß, der sich von Jahr zu Jahr erhöht. Assessoren erhalten einen Zuschuß in Höhe der Bezüge, die sie entsprechend ihrem Dienstalter bei Verwendung im Bereich ihrer Heimatbehörde erhalten würden.

Die endgültige Übernahme erfolgt einige Zeit nach Absolvierung eines Spezialkurses und Bestehen der konsularisch diplomatischen Abschlußprüfung, an die sich gewöhnlich eine Beschäftigung an einer Gesandtschaft oder einem Konsulat im Auslande anschließt.

1860



Die Dame: Ich habe Sie am vorigen Sonnabend in der Bellevuestraße getrof-

Der Taumel der Mode. Ein Teegespräch.

Von Friedel Merzenich.

Mit sieben Zeichnungen von Marlice Hinz.

Die Dame: Und dennoch fanden Sie die Schau entzückend?

Der Herr: Sie war es, wenn man nur sah. Glänzende Seide, weicher Samt, flimmernder Schmuck, leuchtende Farben — wer auch nur eine Spur Künstler ist, kann sich dem Zauber solcher Herrlichkeiten nicht entziehen. Doch dann stellt sich heraus, daß auch hier das Denken gefährlich ist. Die gezierten Mannequins



1873



1884

fen. Wir konnten kaum ein paar Worte wechseln. Ich hatte es eilig. Und ich bin doch verspätet in den Salon Leonie gekommen.

Der Herr: Das sah ich voraus und versagte mir deshalb, Sie aufzuhalten. Sie haben reichlich das erste Drittel der Modenschau versäumt. Schade. Es war sehenswert.

Die Dame: Sie waren da und haben mir kein Wort davon gesagt?

Der Herr: Ich wollte Ihnen die Freude nicht verderben. Sie waren so guter Laune, so eifrig. Die Stunde im Salon Leonie erschien Ihnen so verheißungsvoll. Ich war ernüchtert, schlimmer: verdrießlich.

Die Dame: Ein geschmackvoller Mann sollte niemals verdrießlich sein. Nehmen Sie noch eine Tasse Tee?

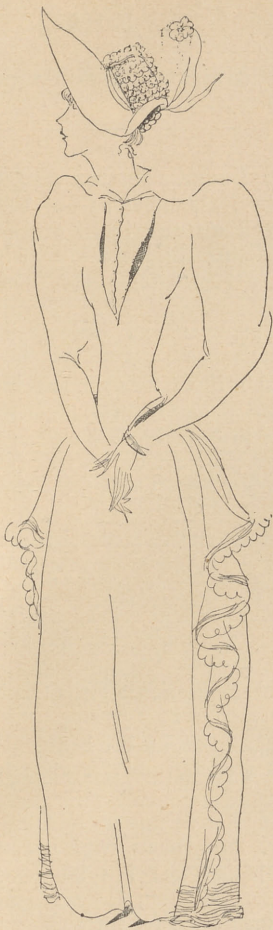
Der Herr: Wenn ich bitten darf ... Aber bitte keinen Zucker ...

Die Dame: Ich weiß. Sie haben selbst beim Tee trinken Ihre Theorie. Ich bin überzeugt: eine Theorie hat Sie aus dem Modesalon vertrieben. Ich hätte Sie übrigens niemals dort vermutet.

Der Herr: Eine Theorie führte mich hin. Wer die bequeme Neigung verspürt, sich abseits vom Getriebe und still zu verhalten, soll sich zwingen, wenigstens ab und zu Stichproben zu machen. Man lebt ruhiger, wenn man sich erneut bestätigt hat: die Welt ist nährisch, und nichts lohnt sich weniger, als ihren Sensationen nachzujagen.

verkörpern nicht den guten Geschmack, sondern hohlköpfige und seelenlose Eitelkeit. Gewiß, die Industrie will gedeihen, die Wirtschaft kann ohne Luxus nicht bestehen, Hunderttausende, vielleicht Millionen leben von ihm. Aber Millionen blicken voll Reid und Zorn auf die wenigen Glücklichen, die an goldenen Tischen tafeln und die Sorge ums Brot niemals kennenlernen. Kann man es ihnen verübeln, wenn sie die Tische umstürzen wollen?

Die Dame: Ich glaube, das



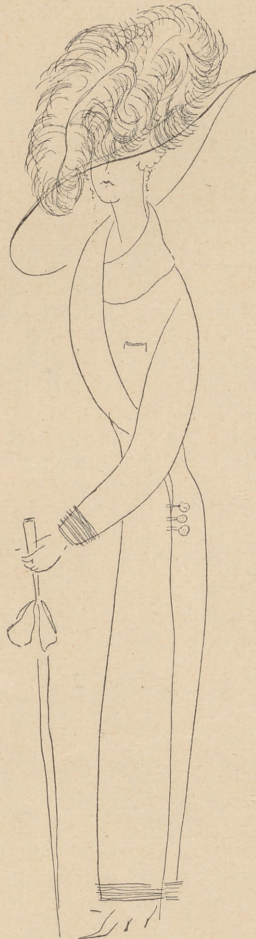
1892

zählige Frauen, denen es nicht besser oder gar schlechter geht als mir, genau so fühlen wie ich. Wer will denn immer gleich haben, was ihm gefällt!

Der Herr: Sie sind gut und klug. Um so erstaunlicher, daß auch Sie wie die Zeitungen von „Bundern“ der Mode reden. Ist es denn wirklich so wunderbar, wenn die Dame den Hut schief statt gerade aufsetzt, wenn der Samt wieder modern wird, wenn die Ärmel lang und die Röcke vielleicht noch einen kleinen Finger breit kürzer getragen werden? Was liegt schon daran! Aber es wird ausposaunt, als sei der Taumel der Mode ein Stück Weltanschauung.

Die Dame: Was für ein schwieriges Wort! Und doch stimmt es beinahe. Was wir selber sind, wissen wir nicht, obgleich wir uns täglich im Spiegel betrachten. Was unsere Mütter und Großmütter waren, wissen wir genau, auch ohne Tagebücher und Romane, aus den Modebildern. Großmutter hat den Schritt von der Krinoline zum Cul de Paris getan, vom Biedermeier zum Bourgeois. Mutter lief, noch ganz Familientochter und ergebene Hausfrau, mit Schnürleib und

ist Theorie. Die Menschen und insbesondere wir Frauen sind gar nicht so schlecht. Ich lasse meine Kleider auch nicht in der Bellevuestraße machen und sehe mir diese Wunder der Mode mit ungetrübtem Vergnügen an. Und ich bin überzeugt, daß un-



1900

Schinkenärmeln, mit Humpefrock und Schleierhut herum. Wir sind fußfrei aufgewachsen. Ist es nicht eine Entwicklung auch der Weltanschauung aus der Gebundenheit zur Natürlichkeit?

Der Herr: Wie beschämend ist es, daß wir uns an unsern Eitelkeiten erkennen sollen.

Die Dame: Aber es ist und bleibt so. Und es ist auch nicht schlimm. Ja, meinen Sie nicht, daß die Mode, selbst in ihren Launen und Torheiten, noch etwas Höheres und Besseres ist als eine lächerliche Torheit? Jeder Mensch braucht Schönheit. Doch nicht jeder findet in das Reich der Kunst. Freuen wir uns, daß wenigstens etwas dem Schönheitsbedürfnis selbst des Armen in ständigem Wechsel entgegenkommt, eben die Mode. Ein Schimmer der Schönheit, den der Salon Leonie an eine Schar von Auserwählten verkauft, rettet sich in das kleine Geschäft in Schöneberg oder hinter dem Alexanderplatz, und ohne große Opfer läßt er sich fangen. Solange wir die Mode haben, werden wir Persönlichkeiten

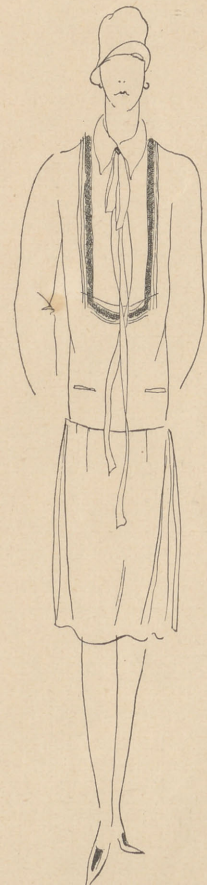
bleiben und sicher vor der Sorge, Maschinenmenschen zu werden. Denn sie vereint mit hoher Weisheit den Zwang im großen mit der Freiheit im einzelnen. Sie macht Narren — mag sein. Die Welt ist so grenzenlos ernsthaft. Seien wir einmal närrisch und beweisen wir nicht, daß es ver-



1912

schwenderisch und ungesund ist, seidene Strümpfe und hohe Absätze zu tragen. — Nehmen Sie noch Tee?

Der Herr: Wenn ich bitten darf . . . Und ein Stück Zucker . . .



1927

Zweite Ehe. Von Hilde Schneidt.

Papa und Mama sind hiergewesen. In Berlin. Zu Hause bei uns. — Heut . . . auf der Durchfahrt. — Die erste Station ihrer Hochzeitsreise . . .

Um sechs kam der Zug aus Schlesien, um zehn fuhr der Zug nach München. Und dann geht's weiter. Nach Tirol . . . nach Italien . . . Gott weiß, wohin.

Heut vormittag um neun war Mama noch irgendein Fräulein Marie Ritter . . . Wenn sie aber jetzt . . . Mitternacht ist vorüber . . . wenn sie jetzt im Schlafwagen aus dem Schlummer schreckt, starrt sie vielleicht erstaunt um sich und kann sich erst gar nicht entsinnen, wie dieses Fräulein Marie Ritter aus dem kleinen schlesischen Nest in den Eisenbahnzug gekommen ist.

Und dann geht ein Lächeln über ihr Gesicht — o wie schön ist dies Gesicht! — sie schließt die Augen — o wie schön sind diese großen Augen! — und sie sagt wie in einem glücklichen Traum vor sich hin: „Frau Professor Doktor Marie Frank . . .“ Langsam, ganz langsam: „Frau . . . Pro . . . fessor . . . Doktor . . . Marie Frank . . . Als wäre jede Silbe ein Lederbissen von wunderbarem Wohlgeschmack und müßte ihr auf der Zunge schmelzen. Und lehnt den Kopf zurück auf das Kissen und hört, halb schon wieder im Schlaf, aus dem Rollen und Brausen und Stampfen der Räder immer und immerzu wie im Takt: „Hochzeits . . . reise . . . Hochzeitsreise . . .“

Und Papa . . . mein lieber, lieber Papa? — Nein, erst muß ich mich ausheulen . . .

Ob er an mich denkt in dieser Stunde? Sie bedeutet für ihn noch keine Schlafenszeit . . .

Er ist es ja gewohnt, an seinem Schreibtisch zu sitzen und zu arbeiten bis tief in die späte Nacht hinein. Um diese Stunde aber pflegte er leise durch die Zimmer zu gehen und geräuschlos die Tür meiner Schlafstube zu öffnen, um nachzusehen, ob ich nicht etwa bei brennender Lampe einschummert bin, ein Buch in der Hand . . . Und behutsam das Licht zu löschen, nachdem er mir ganz zart den Band aus den Fingern gelöst. Oft genug war ich noch wach, hielt aber die Augen geschlossen. Es tat mir unsäglich wohl, ihn in seinem märchenstillen Tun zu beobachten.

Das wird nicht mehr sein . . . nie wieder. Die Fremde im Hause . . .

Die Fremde! . . . Wenn sie auch meine richtige Kusine ist, die ich eigentlich doch recht gern hatte. Vielleicht mehr als recht gern. Ich will mir's nur gestehn — ich war verliebt in sie. Ich schrieb ihr: „Weißt Du, Marielieb, ich glaube, Papa freut sich sehr, wenn Du hier bist . . . Läßt sich sogar jeden Morgen früh rasieren und wird gar nicht ungeduldig, wenn ich ihm dreimal die Halsbinde umknüpfe, bis sie schön glatt sitzt auf seiner Hemdbrust . . . Alles nur Deinetwegen, Marielieb . . .“ Und da war kein Wort gelogen, nicht mal übertrieben.

Mein Gott, ich hab's doch so kommen sehn, wie es gekommen ist . . . mehr noch! Papa hat ja . . . ich kann's nicht anders sagen . . . Papa hat mich ja beinahe um Erlaubnis gefragt, ob er . . . ob Marie . . . ob ich . . .

Und stotterte dabei ein wenig und stand vor mir . . . der berühmte Professor für die Geschichte der Urzeit mit seinem langen, taubengrauen Schulmeisterhaar vor einem dummen siebzehnjährigen Mädels mit frechem Bubenkopf . . . stand vor mir, schüchtern fast, mit etwas unsicherem Blick.

Ich war durchaus nicht unvorbereitet. Ahnte ich doch seit Tagen schon . . . seitdem Papa eben so versonnen umherging . . . daß er Schwerwiegendes auf dem Herzen hatte; wußte sogar, um was es ging. Trotzdem war ein Schreck in mir und ein Zittern und ein Schmerz. Aber ich ließ Papa nicht warten, ich schluckte Tränen, fiel ihm um den Hals und rief: „Wenn du sie liebst, Papa . . .“

Und nach zwei Atemzügen mit dem Gefühl eines Aufschluchzens: „Nein . . . wenn Marie dich liebt, Papa . . .“

Nachher, und bis gestern mittag, wo Papa nach der kleinen schlesischen Stadt fuhr, — ich selber brachte ihn zur Bahn, — habe ich das großartig gefunden von mir. Diese Worte! Mein ganzes Verhalten! Es schien mir doch sehr heroisch.

Und jetzt? . . . Etwas Böses und Häßliches brennt in mir, läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ist das Eifersucht? . . .

Nein, nicht denken daran! Ich will mir lieber von Papa erzählen . . . Zuweilen, wenn er abends kam, setzte ich mich plötzlich auf und lachte ihn an. Da tat er immer, als hätte ich ihn fürchterlich erschreckt, aber um seine feinen Gelehrtenlippen war ein Lächeln, das sein Gesicht hell machte. Dann drohte er mir mit dem Zeigefinger. Ich aber haschte nach seinen Händen, hielt sie fest, küßte sie und dankte ihm für alle seine Liebe, für alle seine mütterliche Sorgfalt um sein unartiges Kind.

Nein, das kommt nicht wieder, niemals . . . Die Fremde steht zwischen uns.

Mütterlich . . . Hab' ich das wirklich so niedergeschrieben . . . mütterlich? Ich weiß doch gar nicht . . . Meine Mutter starb, als sie mir das Leben gab. Ich bin ohne Mutter aufgewachsen. Papa war mir alles. Vater und Mutter und Gespiel und Vertrauter und Freund und Kamerad.

Und als dritte im Bunde, als Mitverschworene gleichsam gegen die feindliche Welt, hatten wir ja unser altes Dienstmädchen, die gute Hanne, die Mutter damals vor neunzehn oder zwanzig Jahren mitgebracht hat nach Berlin aus dem Hause ihrer Eltern. Aus demselben schlesischen Städtchen, woher Papa sich jetzt seine zweite Frau geholt hat. Seine Nichte Marie, die Tochter von Mutters ältester Schwester Amalie. Marie, die ich so sehr liebte . . . Und die mir nun doch meinen Papa genommen hat. Freilich mit meiner . . . ich kann mir nicht helfen, etwas Lächerliches ist dabei . . . mit meiner Einwilligung.

Und jetzt frißt doch die Eifersucht in mir. Und Haß . . . vielleicht Haß . . .

Ich höre leise, leise Schritte im Flurgang. Schauere ein wenig. Unsinn! Ich träume wohl . . .

— — — — —
Kein Traum.

In der Tür stand unsere gute Hanne. In der weißen Nachtsacke, der dünne Zopf wie ein Rattenschwanz auf dem Rücken. Sah mich sehr vorwurfsvoll an aus ihren großen, runden Augen und sagte streng: „Willst du wohl ins Bett, Eve! Es geht auf drei . . .“ Sie duzt mich immer noch, wenn wir allein sind.

Plötzlich fiel mir was ein. „Kommst du von allein, Hanne? Oder hat Papa dir aufgetragen . . .?“ Sie trat rasch an meinen Tisch, stemmte nach ihrer Gewohnheit die linke Faust kampfbereit an die Hüfte und knurrte: „Guck mal, was du klug bist, Eve . . .“ Und aufbegehrend: „Na, und wenn der Herr Professor mir's geschafft hat! . . . Ich sag' ja nicht, daß er mir's wirklich geschafft hat . . . nee, nee . . .“

„Ist gut, Hanne, ich weiß schon Bescheid. Aber sag' mir doch . . .“ Ich klappete mein Heft zu, erhob mich rasch und stand, sicherlich sehr drohend, vor ihr. „Sag' doch . . . Warum gehst du mir seit gestern mittag aus dem Wege? Wo Papa abgefahren ist zu seiner Trauung? . . . Glaubst du, ich hab's nicht gemerkt?“

Das alte Mädchen wurde rot über das ganze Gesicht und ließ den Kopf sinken.

„Ich sollte dich wohl nicht fragen, was du dir denkst bei dem, was geschehen ist?“ Es klang vielleicht schärfer als mir recht war.

Sie hob den Blick, sah mir in die Augen und sagte ruhig: „Wirst schon recht haben, Eve . . . wirst schon recht haben. Ich will doch nicht lügen. Aber schau', wer bin ich denn, daß ich da viel schwätzen soll? Das muß schon jeder alleine abmachen mit sich . . . Du, Eve, und ich . . . ja, ich auch . . .“ Sie hielt inne und strich sich, ehe sie leise fortfuhr, über die Stirn und das breitgestreute Haar. „Aber weil du mich fragst . . . Guck, Eve . . . Der Herr Professor ist doch kein junger Mensch mehr . . . siebenundfünfzig . . . nicht wahr? Und glücklich . . . so recht glücklich, mein' ich . . . Nee, nee, das verstehst du noch nicht, Eve . . . Und nu kommt mit einemmal das Glück über ihn . . . Mit Herrn Rektors Marie, Gott hab' ihn selig! . . . Sie hat ihn doch sehr gern . . . Und das soll ich dem Herrn Professor nicht gönnen? . . . Und schau', Eve, sie hat doch soviel von deiner armen Mama, die Marie . . .“

„Ich habe meine Mutter nicht gekannt,“ sagte ich finster. „So komm mit in Herrn Professors seine Studierstube,“ — mit einemmal war sie sehr lebhaft und faßte meinen Arm, — „da will ich dir was zeigen . . .“

Wir standen in dem hellerleuchteten Zimmer vor Papas Schreibtisch, dessen Lampe Hanne aufgeknipt hatte.

Seit ich denken kann, befindet sich auf der rechten Seite des Tisches, damit das Tageslicht sie erreichen kann, meiner Mutter Photographie . . . ihr Mädchenbildnis . . . Ein liebes, süßes, stilles Gesicht . . . Wie lange hatte ich das etwas vergilbte Bildchen nicht mehr betrachtet! Es stand an seiner alten Stelle, und davor war jetzt ein Schälchen mit den blauen Blüten des Vergißmeinnichts.

„Ah,“ dachte ich bitter, während ich hinstarrte, „Komödie . . . arrangierter Kitsch!“ und fühlte in dem gleichen Augenblick, daß es eine Roheit war, so zu denken.

Dann fiel mein Blick auf die andere Seite des Tisches. Ein zweites, neueres Lichtbild in hellerem Rahmen . . . Meine Augen müssen groß geworden sein vor Erstaunen . . . Wieder meiner Mutter liebes, süßes, stilles Gesicht . . . Mit einer leisen Fröhlichkeit in den Zügen . . . Nein, nein . . . die moderne Haartracht . . . die Korallenkette um den Hals . . . ein Geschenk von mir . . . Es war das Bild Mariens. Wortlos starrte ich. Atmete tief. Da kam in die große Stille die scharfe, heisere, aufschluchzende Stimme des alten Mädchens neben mir . . .

„Eve, ich glaub' . . . nun wirst du's auch wissen, Eve . . . Der Herr Professor hat sich zum zweitenmal in deine arme Mama verliebt . . .“

— — — — —
Ich sitze vor meinem Hefte. Müßig. Darf ich mir's gestehn? . . . aufgewühlt . . . Die Fremde im Hause . . .

Es ist schwer . . . schwer . . . schwer . . . Ich werde mir Mühe geben, sie zu lieben.



Die Meute der Gutscherrin. Gemälde von Prof. Angelo Jant
Aus Graf's Kunsthans, München

Leutnant von Kleist. Von Dr. Paul Weiglin.

In der Rang- und Quartierliste vom Dezember 1792 steht Heinrich von Kleist an fünfter und letzter Stelle unter den Gefreiten-Korporals des Königlich Preussischen 2. und 3. Bataillons Garde aufgeführt. Als sein Alter werden 14 Jahre und 9 Monate, als seine Dienstzeit 6 Monate, als sein „Vaterland“ die Mittelmark angegeben. In der Reinhardtischen Geschichte des 1. Garde-Regiments 3. B., die 1858 in Potsdam erschien, finden wir eine Übersicht über die Herren, die aus dem Dienst ausgeschieden waren. Eine Rubrik teilt mit, was aus ihnen geworden ist. Bei Kleist steht knapp und kalt: „Dimittiert April 1799.“ Der militärische Verfasser dachte nicht daran, daß dieser Leutnant der größte Dichter Preußens und seines Heeres gewesen war.

Ein Jahr zuvor, als er, der Überlieferung seines Hauses als einer Selbstverständlichkeit gehorchend, Soldat wurde, hatte ein Namensvetter von ihm und ebenfalls ein Dichter, Franz von Kleist, bei Bieweg in Berlin eine Schrift „über die eigentümlichen Vollkommenheiten des preussischen Heeres“ erscheinen lassen. Sie pries begeistert den auf Taten gegründeten Patriotismus der Armee und schilderte unter ausdrücklicher Berufung auf eigene Beobachtung das gute Verhältnis zwischen Offizier und Mann: „Der Offizier besucht den Soldaten in seinem Quartier, um seine häuslichen Umstände beurteilen zu können, beschäftigt sich ganze Tage damit, wie er diesem oder jenem dürftigen Soldaten Brot schaffsen will, kurz, der Offizier ist selbst frohe und glückliche Menschen, nicht verzweiflungsvolle Sklaven zu befehligen.“

Man sieht, die Bemühungen Friedrich Wilhelms II. um eine humanere Behandlung des Soldaten haben ihre Früchte getragen. Franz von Kleist rühmt dann weiter den Offizier, der die Eigenschaften des Kriegers, des Weltmanns, des fühlenden Menschen und des Denkers in sich vereint. „Man kann nicht ohne Begeisterung ein preussisches Heer manövrieren sehen; hier wo die Kunst die Natur übertrifft und der menschliche Verstand in seinem schönsten Siege erscheint.“

In diese Armee, die im wesentlichen noch immer die des großen Königs war, trat Heinrich von Kleist, und er wäre kein preussischer Junker gewesen, wenn er sich in dem blauen Frack mit dem roten Futter und den silbernen Litzen nicht wohlgefühlt hätte. Der elegante und lebensfrische Jüngling stand im vornehmsten Regiment. In seinem ersten überhaupt erhaltenen Brief an die Tante von Massow schreibt er freundlich über seinen Hauptmann und seine Kameraden. Er war damals noch ein halbes Kind. Nachdem er vom März 1793 bis zum Frühjahr 1795 den Feldzug gegen die Franzosen am Rhein mitgemacht hatte, kehrte er im Juni mit der Truppe nach Potsdam zurück. Er war inzwischen, am 14. Mai 1795, Fähnrich geworden. Am 7. März 1797 rückte er zum

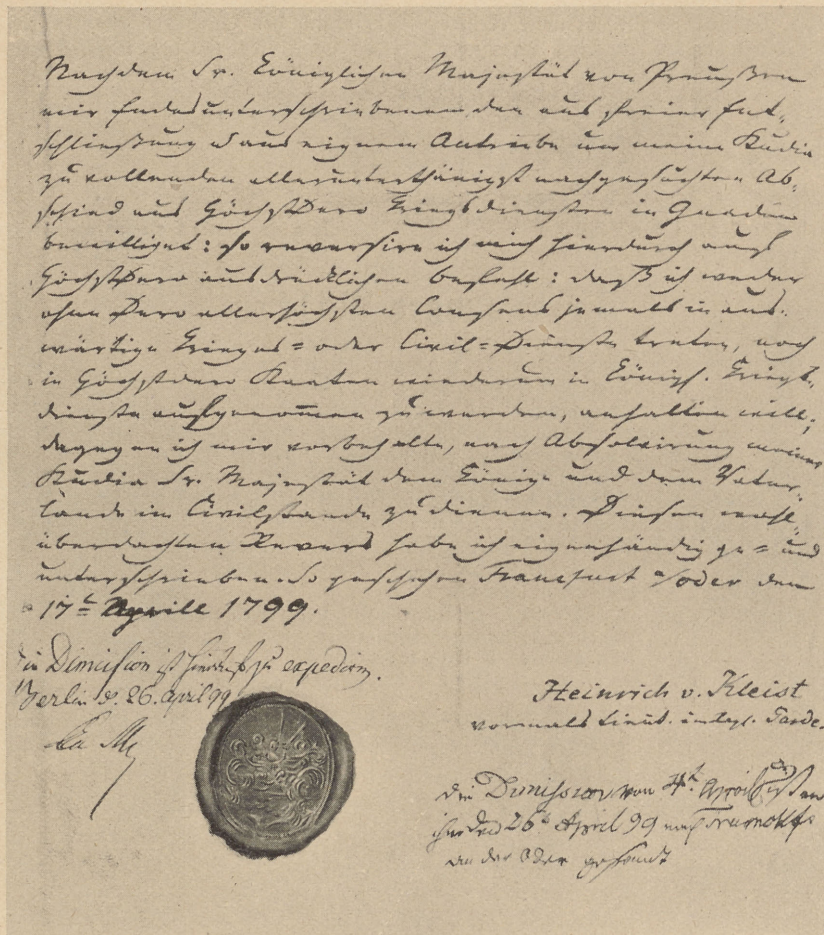
Sekonde-Leutnant in der 1. Kompagnie des 2. Bataillons Garde auf.

Unter seinen Kameraden finden wir die besten Namen: Schwerin und Möllendorf, Moensleben und Puttamer, Zabelitz und Bonin, Orken und Putliz, Sydow und Glasenapp, um nur einige zu nennen. Sein Hauptmann Ferdinand von Frankenberg war nach den neuen Feststellungen des verdienstvollen Kleistforschers Dr. Paul Hoffmann ein gütiger und tüchtiger Mann, ein katholischer Schlesier, den man wegen seiner freundlichen Beziehungen zum katholischen Feldpropst scherzweise Pater Ludwig nannte und der sich selbst das Zeugnis ausstellen durfte: „Ich war mir wissentlich keines Feindes bewußt, weil ich einem jeden gern alles tat, was sich mit Pflicht und Gewissen vereinigen ließ.“ Der Dienst nahm Kleist nicht übermäßig in Anspruch. Er hatte Zeit, sich mit

Griechisch und Latein, Mathematik und Philosophie zu beschäftigen. Beliebt war er wegen seines bedeutenden, wenn auch ungebildeten musikalischen Talents. Mit seinen Freunden Schlotheim, Gleichenberg und Kühle hatte er ein Quartett gegründet. Einmal musizierten sich die jungen Leute durch den Harz und lebten von dem Ertrag ihrer Kunst. Kleist komponierte sogar Tänze, ohne die Noten zu kennen. Eine Jugendliebe zu Luise von Lindersdorf beschenkte ihn mit erstem Glück und Schmerz. Man erzählt, er habe von da ab sein Äußeres vernachlässigt und sich von den Menschen zurückgezogen. Der Freitod eines Kindheitsgespielen und Schulfreundes, des schwermütigen Karl von Pannwitz, der sich im Oktober 1795 auf dem Rückmarsch aus Polen erschöß, war wie ein fernes Wetterleuchten des

Schicksals. — Kleists wirtschaftliche Lage freilich war nicht glänzend. Der Staat zahlte auch damals vor allem mit dem Ansehen, das er seinen Offizieren lieb. Als Leutnant bekam Kleist monatlich 11 Taler, dazu Wohnungsgeld. Davon mußte er sich 4 Taler monatlich abziehen lassen. Dafür erhielt er jährlich eine Uniform, vollständig bis auf Hut und Zopfband, Handschuh und Degenknaufe und alle paar Jahre eine neue Feldbinde. Ein Bursche wurde ihm gestellt. Aber der jüngste Fähnrich galt mehr als ein Legationsrat. Das hatte der alte Fritz selber gesagt, und so war es geblieben.

Trotzdem fühlte sich Kleist auf die Dauer als Offizier nicht wohl. Schon ein Jahr, nachdem er Leutnant geworden war, hatte er einen allerdings nicht abgeschickten Brief an den König mit der Bitte um seinen Abschied entworfen. Im März 1799 schrieb er das umfangreiche Bekenntnis an seinen alten Lehrer Martini in Frankfurt. Hier äußert er sich zusammenhängend über seine wachsende Abneigung gegen den soldatischen Beruf. Es war natürlich, daß er in dem Bemühen, seinen Entschluß des Abschieds zu rechtfertigen, nur die Schattenseiten seines Daseins hervorhebt. Er braucht scharfe Worte. Er verachtet die Wunder militärischer Dis-



Der Verpflichtungsschein, den Kleist beim Abschied aus dem Militärdienst ausstellen mußte. Zum erstenmal in Faksimile wiedergegeben. Aus dem Besitz des Preussischen Geh. Staatsarchivs.

ziplin. Es scheint ihm unmöglich, Mensch und Offizier zu sein. Seine Familie war entsetzt über diese unerhörten Anschauungen. Er behielt seinen harten Kopf, schrieb und unterzeichnete den ihm diktierten Revers und empfing von seinem König den Wunsch, er möge sich zu einem brauchbaren Geschäftsmann, d. h. Beamten, entwickeln.

Kleist stand mit seinen Klagen nicht allein. Wir wissen, daß die Schäden des preußischen Heeres schon vor ihm aufmerksamen Beobachtern nicht entgangen sind. Und ein Mann wie Kleist brauchte mehr als täglichen Dienst und ein bißchen dilettantische Musik. Er wollte, faustisch, wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Ihm wurde die Luft in der großen Wachtstube Europas zu dumpf. Er brach aus. Doch als er den bunten Rock auszog, war er noch nicht der Dichter. Er war ein Student, der in der Wissenschaft die Wünschelrute aller Rätsel sah. Seine poetische Berufung erhielt er erst auf seinen Reisen, in Würzburg und, entscheidend, in Paris.

Der Zusammenbruch von Jena hat Kleists Geschick mitgeschmieden helfen. Er gehörte zu den Offizieren der alten Armee, die wie Scharnhorst, Gneisenau, Blücher neue Kräfte zu entwickeln suchten, um einen neuen Aufstieg Preußens

vorzubereiten. Er schrieb neben seinem deutschen Drama von der „Hermannschlacht“ sein preußisches Schauspiel vom „Prinzen von Homburg“. Die Zeit war auch hierfür nicht reif, und noch lange hat man an dem Helden Anstoß genommen, der nicht Held im landläufigen Theater sinne war, sondern ein Mensch mit Leidenschaften, mit Schwächen wie sein Schöpfer. Was den Leutnant von Kleist so schwer bedrückte und was er nicht so rundweg zu bejahen vermochte wie sein Vetter Franz von Kleist: ob der Offizier auch Mensch sein könne, d. h. mit andern Worten: wie sich Disziplin und Freiheitstrieb vertragen — hier ist es gestaltet.

Herrlich, wenn der alte Kottwitz das Recht der Empfindung preist, die mächtiger ist als eine schlechte, kurzfristige Staatskunst. Wir jubeln ihm zu. Aber was er sagt, rettet den Prinzen nicht. Der Schuldige ringt sich zu der Erkenntnis durch, daß das heilige Gesetz des Krieges nicht ungestraft verlegt werden darf. Er befreit den Trost, den Übermut des rebellischen, auf das Gefühl pochenden Herzens, und diese Selbstüberwindung, zu der ihn die Weisheit des Kurfürsten am Rand des Grabes vorüberführt, dieser Sieg der preußischen Staatsidee ist der Dank Kleists an seine Soldatenzeit.



Du nimmst die halberfrorne Rose an,
Weil's deinem Kinde einfiel, sie zu bringen.

Als dann das Feuer anhub, leis zu lingen,
Da hob die Rose leis zu duften an. f. s.



Tanzstundenkleidchen aus mattrosa Chinatrepp.
Modell: Bette, Bud & Bachmann. Aufnahme:
Claire Sonderhoff.

Unsere jungen Mädchen.

Ein junges Mädchen gut, passend, d. h. jugendlich und moderecht anzuziehen, kostet viel Überlegung und erfordert einen, man möchte fast sagen, geschulten Blick. Denn der Bäckfisch besitzt noch nicht die selbstverständliche Anmut der Dame, er verfügt in den meisten Fällen auch noch nicht über die Kunst, ein Kleid zu „tragen“. Schadet nichts; die natürliche Jugendfrische ersetzt den Mangel, Anmut kann anerzogen und erlernt, wahre Jugendfrische nie zurückgewonnen werden.

Während es innerhalb der vorigen und der vorvorigen Generation noch ein gern geübter Brauch war, daß die Tochter die abgelegten Kleider der Mutter auftrug,



Bäckfischkleid aus marineblauem Ripps mit
Taschen und Kragen aus himbeerfarbener
Seide. Modell: Arnold Müller, Berlin.
Aufnahme: Ernst Sandau.



Stilleid aus hellgrünem, hangierendem Taft
mit Perlstickerei und Tüllvolant. Entwurf:
Hildegard Koelling, Schule Reimann, Berlin.
Aufnahme: W. von Debschitz-Kunowski.

daß diese also für sie, so gut es gerade ging, abgeändert wurden, ist man heute dazu übergegangen, der heranwachsenden Tochter eine eigengeartete Kleidung zuzugestehen. Dies alles geschieht in der richtigen Erkenntnis, daß die Stoffe, die sich ursprünglich die Mama ausgesucht hat, in Material und Farbe nicht für die heranwachsende Tochter passen. In Zukunft wird sich das noch weit stärker erweisen, denn die Mode der Dame ist im Begriff, uns mit einem neuen Stil, dem

des reich garnierten und sehr kompliziert gearbeiteten Kleides zu beschenken. Das Jungmädchenkleid aber soll nichts weniger als kompliziert sein, es darf nicht als „Toilette“ wirken wollen, sondern muß etwas sehr Schlichtes in Schnitt und Linie darstellen. Schlicht auch im Aufputz; denn ein strahlendes Mädchen Gesicht, das auf schlankem Hals aus dem Ausschnitt herauswächst, puzt von selbst. Diese Tatsache darf selbst beim Tanzstundenkleid nicht unberücksichtigt bleiben. Ditta.

Die Stellung der Haustochter.

Vor dem Kriege gab es die Haustochter im heutigen Sinne noch nicht. Geldmangel schuf die Stellung. Es war nicht mehr möglich, wie früher, die Töchter in eine Pension zu senden, wo sie fern dem Elternhaus das lernen sollten, was sie für das eigene Heim einmal brauchen würden. Das alles war nun vorbei, und man behalf sich damit, die Töchter „auszutauschen“; erst im Freundeskreis und dann später, wohl durchweg mit besserem Erfolg, mit Fremden. Diese jungen Mädchen halfen der Hausfrau bei aller Arbeit und hatten Familienanschluß. Nicht selten galt diese Ausbildung vor allem den Kochkenntnissen und dem guten Benehmen.

Allmählich aber entwickelte sich eine eigene Art von Hausangestellten daraus. Man mietet eine Haustochter, die alle einer Tochter sonst zuzuführenden Arbeiten zu erledigen hat. Da man sie wie das eigene Kind hält, sie an den Mahlzeiten und an der Geselligkeit teilnehmen läßt, so wird ihr auch nur „freie Station“ geboten. Bei diesen Haustochterstellen spricht mit, daß der gesellschaftliche Kreis der annähernd gleiche ist. Wird die ganze Hausarbeit mit verlangt, dafür weniger Geselligkeit geboten, gibt man meistens ein geringes Taschengeld, etwa 10 M oder je nach der verlangten Arbeit auch wohl 15 M . Im Durchschnitt nicht mehr, da es sich ja um junge Mädchen handelt, die erst anzulernen sind und nur eine beschränkte Zeit zu bleiben gebeten.

Nun gibt es aber nicht nur Pflichten der Haustöchter, sondern jede Hausfrau soll sich klarmachen, daß sie vor allem auch Pflichten gegen den jungen Menschen hat, der vertrauensvoll in ihr Haus kommt, um zu lernen. Leider gibt es viele Hausfrauen, die sehr gerne eine Haustochter „schlicht um schlicht“, also nur gegen freie Station nehmen und dann glauben, mit dem sogenannten Familienanschluß haben sie alles getan, was sie tun können. Nein, die Haustochter kommt zum Lernen! Sie tut alle Arbeit, um sie zu erlernen, aber nicht um ein billiges Dienstmädchen zu sein. Hat eine Hausfrau keine Zeit, um sich um das Kochen und die Hausarbeit dieser jungen Menschen zu kümmern, so darf sie nicht eine Haustochter nehmen.

Es gibt zwei Ursachen, weswegen die Eltern die Töchter zu solcher Ausbildung senden. Einmal soll das junge Mädchen zum Beruf, also als zukünftige Stütze usw. ausgebildet werden, dann wird die Zeit selten kürzer als ein Jahr bemessen sein. Dann aber kommen gern Bräute oder solche jungen Mädchen, die wieder zurück in den elterlichen

Haushalt wollen und nur hier im fremden Haushalt sehen möchten, wie man es auch noch anders machen kann als daheim bei der Mutter. Dies Verhältnis kann dann auf ein halbes Jahr oder ein ganzes abgeschlossen werden.

Wie ist nun die rechtliche Stellung dieser Haustöchter? Wir alle wissen, daß wir eine Hausangestellte zur Krankenkasse anmelden müssen und daß sie dann auch Invalidenmarken kleben muß. Nun entsteht die Frage, wie es bei der Haustochter zu halten ist.

Die Krankenkassen machen einen bestimmten Unterschied, ob eine Haustochter versicherungspflichtig ist oder nicht.

Versicherungspflichtig ist die Haustochter, wenn sie sich auf diesem Wege zum Beruf ausbilden will.

Nicht versicherungspflichtig ist jede Haustochter, auch wenn sie Taschengeld erhält, wenn sie es nur zu ihrer privaten Ausbildung braucht und nicht für Berufszwecke.

Trotz dieser Trennung dürfte es aber ratsam sein, sobald man eine Haustochter aufnimmt, zu der Krankenkasse hinzugehen und sich jeweils am Ort zu erkundigen, da hierbei, wie bei vielen anderen Dingen, die örtliche Auffassung der betreffenden Behörden verschieden sein kann.

Gerade diese Verschiedenheit in der Auffassung des Zweckes, den das Haustochterjahr mit sich bringt, läßt es ratsam erscheinen, von vornherein sich darüber zu einigen, wer im Krankheitsfalle die Unkosten trägt. Nach Möglichkeit mache man es mit den Eltern schriftlich aus, daß

sie für die etwaigen Unkosten eintreten, denn bestehen solche Abmachungen nicht, ist es leicht möglich, daß die Familie, die die Haustochter aufnimmt, die Kosten tragen muß, woraus viel Unannehmlichkeiten und Klagen folgen.

Und nun noch eins: Man soll bei solchen etwas außer den gesetzlichen Normalbestimmungen liegenden Verhältnissen

an alles denken und alles fest abmachen. Kündigungsfrist, falls ein Verhältnis früher gelöst wird, wie weit Familienanschluß gewährt wird, welche Arbeiten übernommen bzw. verlangt oder gelernt werden sollen. Wer trägt im Winter Kohlen herauf, wer klopft die Teppiche, wird Waschen verlangt, wie ist die Stellung den Kindern gegenüber und viele andere auf den Einzelfall bezügliche Dinge sind reiflich zu überlegen und zu besprechen.

Ist dann alles zur Zufriedenheit besprochen, dann ist auch Aussicht, daß man mit dem Hausgenossen, mit dem man in so enger Gemeinschaft leben muß, gut auskommen wird. C. R.



Das Kleidchen für den Tanzstundenball. Elfenbeinfarbener Krepp-Georgette mit Spitzen in der gleichen Farbe; Gürtelband aus Silberlamé. Modell: Emma Bette, Bud & Lachmann. Aufnahme: Claire Sonderhoff.



Fünf Festkleider aus Blauener Spitzen. Aufnahme: C. Sandau, Berlin.

Von welchen Stoffen kann Lichtechtheit verlangt werden und von welchen nicht?

Seit jeher war es der Schmerz der Frauen, daß die Lichtbeständigkeit der meisten Stoffe in umgekehrtem Verhältnis zur Kostbarkeit und Güte des Materials stand. Je feiner, zarter, edler der Farbton war, je besser und schätzenswerter der Rohstoff, aus dem die Ware gefertigt, desto leichter und schneller ging es, bis das Aussehen stellenweise nachgab, erste Spuren des Gebrauchs zeigte: jene häßlichen, verbläuten Streifen oder Felder, die in schreiendem Gegensatz zu der ursprünglichen Farbtonung, sich an den am stärksten ausgelegten Partien des Kleidungsstücks zeigten.

Um keine Zweifel aufkommen zu lassen: Alle Stoffe, mit Indanthren gefärbt, sind echt. Aber nicht alle Stoffe lassen sich mit Indanthren färben. Und es ist nun einmal so, daß gerade die Möglichkeit, diesen Farbstoff zu verwenden, vor dem kostbareren und edleren Material wie Wolle und Seide haltmacht und sich auf die vegetabilischen Faserstoffe, wie Baumwolle, Leinen und Kunstseide beschränkt.

Zwar gibt es heute auch schon vereinzelte reale (d. h. echte, nicht künstliche) Seidenstoffe, die „indanthren“ herausgebracht werden konnten. Aber diese Qualitäten kosten fast das Doppelte des sonstigen Preises.

Und wie steht es mit den übrigen Seidenstoffen, wie Taft, Krepp, Satin, Krepp-Georgette usw.? Auch hier gibt es in der Preislage von 20 M aufwärts das Meter echtfarbige Fabrikate. Aber das auf sie entfallende Quantum ist im Verhältnis zum Gesamtangebot verschwindend gering. Die große Mehrzahl der Seidenstoffe in niedrigeren Preislagen ist durchweg lichtempfindlich, mit den einzigen Ausnahmen von schwarz und marineblau. Weiß wird sehr leicht gelblich, rot bleicht sich etwas aus, alle anderen Farben haben die Neigung, in grau überzugehen. Verhältnismäßig gut halten sich noch dunkelrote, ockergelbe, braune, schwarzgrüne Töne.

Was aber etwas heller und freudiger gestimmt ist, verfällt rettungslos der zerstörenden Wirkung des Lichts. Nicht nur dem der Sonnenstrahlen, die im Sommer unmittelbar den Stoff treffen; auch das Tageslicht bei bewölktem Himmel vermag deutliche Spuren zu hinterlassen.

Es gibt große und führende Modenhäuser, die jährlich

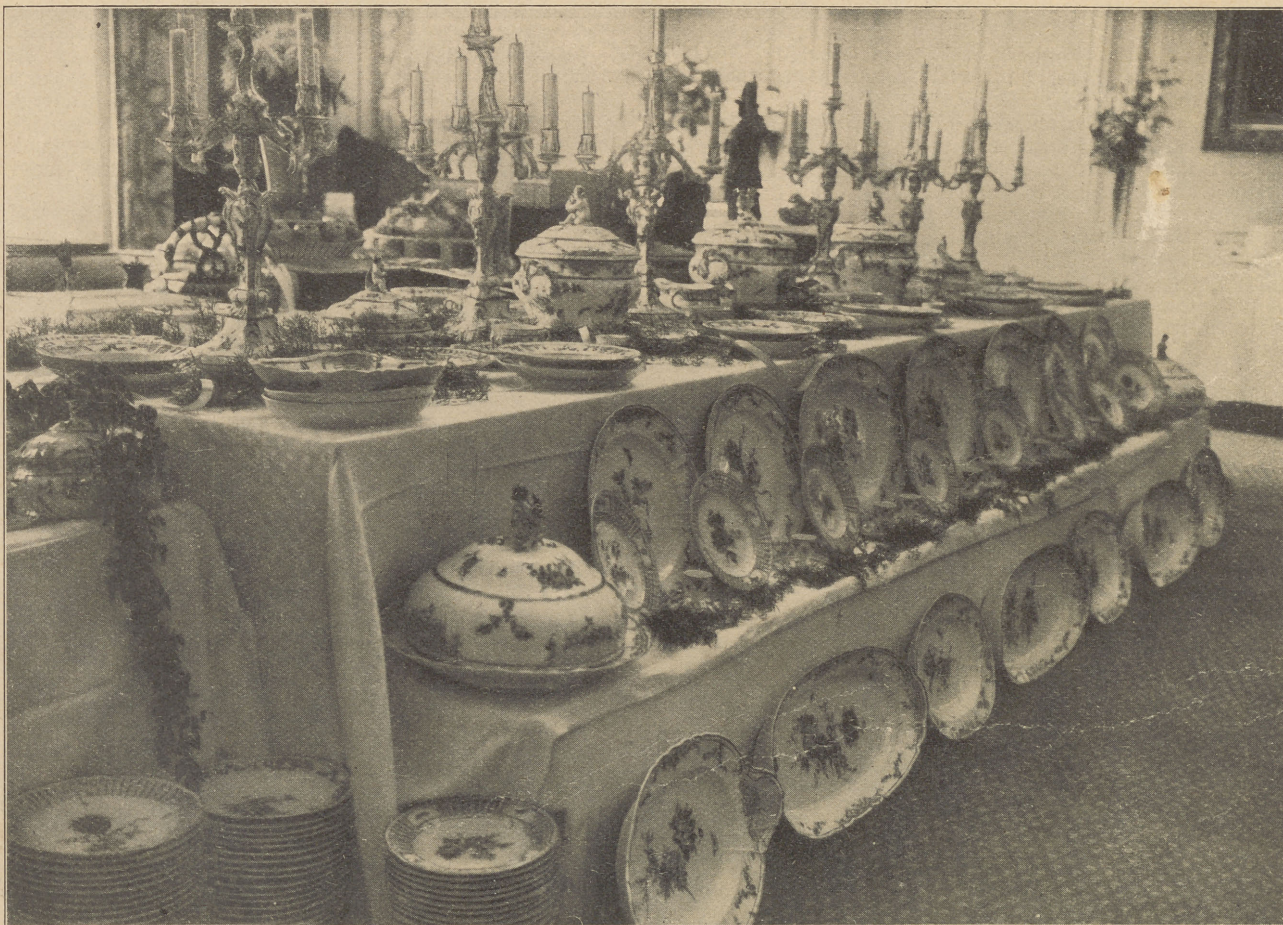
Tausende von Metern auf den Gelegenheitstischen abgeben müssen, alles von Stoffen, die nicht einmal im Schaufenster gelegen haben, sondern die die ganze Zeit über sorgsam zammengeschlagen in den Fächern lagen, und von denen nur die eine Seite in der Breite von etwa 3 cm dem Blick und damit dem Licht erreichbar war. Und hier bildete sich der Streifen, nicht nur auf der obersten, mitunter auf den darunter liegenden Schichten. So groß ist die Empfindlichkeit. — Die größte Vorsicht ist geboten bei folgenden Farbtönen: Rot: cerise, lachs, koralle, hellcarmin, hochrosa; Grün: jade, nil, gift, grasgrün; Violett: orchidee, süßklee; Blau: azur, bayrischblau, lavendel. Bei Wollstoffen liegen die Verhältnisse weniger ungünstig; was über die einzelnen Farbtöne bei Seide gesagt wurde, trifft hier ebenfalls, aber in abgeschwächtem Maß zu.

C. Reichert.

Hindenburgs Geburtstagstisch.

Nur einen von den vielen Geburtstagstischen, die Dankbarkeit, Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes dem greisen Reichspräsidenten zu seinem achtzigsten Geburtstag aufgebaut haben, wollen wir unseren Leserinnen im Bilde zeigen — trägt er doch eine Festgabe, deren Anblick das Herz jeder Frau höher schlagen läßt: ein kostbares Tafelgeschirr. Es setzt sich aus fünfhundert Einzelteilen zusammen, ausreichend für eine Tafel von 48 Personen. Eierbecher und Muffatassen wurden dabei nicht vergessen; eine Reihe herrlicher fünfarmiger Leuchter gehört dazu. Das Service entstand 1775 in der Staatlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin im Auftrag Friedrichs des Großen; es war für das Stadtschloß zu Breslau bestimmt. Im Laufe des letzten Jahrhunderts ist es ganz oder teilweise noch verschiedene Male angefertigt worden; die getreueste Nachbildung aber erhielt unser Reichspräsident als Geburtstagsgabe. Form und Dekor des Porzellans verkörpern reinsten Rokokocharakter. Der Goldrand der Teller und Schüsseln ist reliefartig ausgehöhlt; zwischen Goldpalmetten und schmalen goldenen Streifen sind schuppenartige Muster in Blau angeordnet, die Mitte zeigt jeweils ein reich gegliedertes Blumenmotiv, das dem edlen Grund mit allerfeinstem Pinselstrich in der bekanntesten guten Manier der Berliner Porzellanmanufaktur aufgesetzt wurde.

G. R.-S.



Der Geburtstagstisch des Reichspräsidenten mit dem kostbaren Tafelgeschirr, einem Geschenk der Reichsregierung. Aufnahme G. Pahl, Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Zobeltitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegf. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauenzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingelangter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Welhagen & Klafings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Welhagen & Klafing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.